



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

N. 49.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Sanda.

Eine Geschichte aus Rumänien

von
Marco Brociner.

(Fortsetzung.)

Miron sprang erschreckt auf sie zu und ergriff ihre Hand.
„Was ist Dir, Sanda?“ fragte er, dem Mädchen besorgt ins Antlitz blickend.

„Miron,“ sagte sie schwer athmend, „denk! Dir, jetzt hab' ich euch Alle gesehen — den Vater, den Subpräfecten,

den Popen Anastas, Dich — nur ihn,“ fügte sie zögernd hinzu, „kann ich nicht sehen, so sehr ich mich abmühen mag!“

„Ihn? Wen meinst Du?“ fragte Miron.

„Den Margarit,“ versetzte sie schnell und eine leichte Röthe huschte über ihr Gesicht.

„Den Margarit? Was geht Dich der Margarit an?“ fragte er etwas verstimmt.

Sie antwortete nicht darauf.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte sie nach einer Weile, „aber ich habe Angst vor diesem Menschen; er redet so wenig. Mit mir hat er kaum dreimal gesprochen. Was für Geschäfte hat denn eigentlich der Vater mit ihm?“

„Gute Geschäfte,“ lachte Miron auf, „wobei man recht

viel Geld verdient, und manchmal, da fällt auch was für mich ab. Das muß man dem Margarit lassen,“ fuhr er gut gelaunt fort, „der hat den Teufel im Leib, ein Duzend Gendarmen kommt ihm nicht bei. Und in der Stadt solltest Du ihn erst sehen, da ist er wie ein nobler Herr gekleidet. Und was er für ein Heidegeld todtschlägt, du lieber Himmel! Wenn er bei Laune ist, Musket und einige Dirnen bei der Hand sind, da fliegen die Dukaten nur so aus seinen Taschen. Manchmal ist er aber auch recht wild, und besonders, wenn ihm die alte Zigeunerin, die Baba Gloanza — Du kennst ja die alte Here — Mißgeschick wahrhaft. Dann rennt er in die Kirche und betet zu seinem heiligen Ivan, steckt dem Popen Anastas einige Dukaten zu, auf daß er für ihn bete und ist dabei so unwirsch, daß ein



Bernhard von Sachsen-Weimar bei seinem sterbenden Freunde Heinrich Herzog von Rohan nach der Schlacht bei Rheinfelden (13. April 1638).
Gemälde von Karla Javurka. (S. 582.)

Christenmenschen kein Wort zu ihm reden kann. Ein Teufelskerl, und Muth hat er wie ein Satan!"

Sanda hatte diesen Worten aufmerksam gelauscht.

"Ist er größer als Du?" fragte sie.

"Um einen ganzen Kopf, vielleicht noch mehr und in den Schultern ist er auch viel breiter als ich."

"Was hat er für Haare, Miron?"

"Blonde, goldblonde, wie die Deinigen, Sanda, und sie fallen ihm bis zu den Schultern herab!"

"Bis zu den Schultern?" wiederholte sie.

"Ja wohl, und wenn er tanzt — und er tanzt viel und gern — so fliegt das Haar ihm wie eine feurige Mähne um den Kopf und Hals. Aber ich fürchte, es nimmt ein schlechtes Ende mit ihm."

"Warum?" fragte sie rasch.

"Weißt Du nicht," sagte er mit geheimnißvoller Miene, "daß er einen Gendarmen in der Nähe von Bukarest ermordet hat? Du mußt nämlich wissen, daß Margarit Hauptling einer Contrebandistenbande ist, zu der übrigens auch ich gehöre, wenn ich mir rasch einige Dukaten verdienen will. Und nun suchen sie ihn überall!"

"Sie suchen ihn überall, und wenn sie ihn fangen, Miron?"

"Wenn sie ihn fangen!" lachte er; "dann wird er wohl oder übel auf einige Jahre in die Salzbergwerke von Oena wandern müssen. Aber ich denke, Margarit ist nicht der Mann, sich so leicht fangen zu lassen, und lebend werden sie ihn wohl nie und nimmer kriegen."

Sanda stand, nachdem Miron diese Worte gesprochen, eine geraume Zeit regungslos und in tiefes Sinnen versunken da. Sie suchte das Bild des Margarit nach den ihr gegebenen Daten zusammenzufügen und lebendvoll zu gestalten.

Er war um einen ganzen Kopf größer als Miron, hatte breitere Schultern, seine Stimme war auch männlicher und tiefer, sein Haar bis zu den Schultern niederwallend und goldblond und seine Augen...

"Was hat er für Augen, Miron?" fragte sie plötzlich.

"Blaue, Sanda, so blau wie der Himmel über uns."

Das Gesicht des Mädchens verfinsterte sich.

"Ich kann mir die Farbe des Himmels nicht denken," murmelte sie bitter, "mir erscheint er finster. Wie sieht denn eigentlich der Himmel aus," rief sie fast weinend, "wie sieht er aus, Miron?"

Miron machte ein sehr verdurtes Gesicht und begann sich hinter den Ohren zu kraulen.

"Wie soll er denn aussehen?" meinte er endlich kleinlaut; "blau ist er, himmelblau!"

Sanda ließ den Kopf traurig hängen. Eine düstere Schwermuth umschattete ihr Gesicht.

"Alle Farben," begann sie, "und eine tiefe Wehmuth klang aus ihrer Stimme, "alle Farben habe ich gesehen, nur die blaue nicht. Aber manchmal, wenn ich an meine todte Mutter denke, da ist mir, als hätte ich vor vielen, vielen Jahren in ihren Augen das Blau des Himmels gesehen. Wie es ist, weiß ich jetzt nimmer; aber schon wenn ich bloß daran denke, da wird mir so wohl und so wunderbar weich um die Seele. Ich habe nur einen Wunsch noch, Miron: wenn ich einmal, ein einziges Mal nur, in den blauen Himmel oder in blaue Menschenaugen hineinschauen könnte, und wenn nicht in der Wirklichkeit, so doch wenigstens im Traume..."

Sie schwieg.

Die Abend Schatten hatten Berg und Thal in Dunkel gehüllt, am Himmel funkelten die Sterne, der leichte Wind, der früher vom Gebirge her gestrichen, hatte sich gelegt, die Bäume standen unbeweglich da, als träumten auch sie — kein Blatt raschelte, das Vogelgezwitscher war verstummt — es war märchenhaft still... Da durchbrach plötzlich die Stille ein frohlockender Jubel.

Sanda fuhr aus ihrem Sinnen empor.

"Das ist Margarit's Stimme!" rief sie aus. "Komm, Miron!"

Der Bursche führte sie darauf behutsam zur Schenke. — Ja, es war Margarit's Stimme. Als wäre er aus der Erde emporgetaucht, so stand er urplötzlich in der Schenke vor Mosh' Ilie, der bei seinem Anblick erschreckt aufsprang.

Margarit warf den weißen Mantel, den er um die Schultern hängen hatte, in eine Ecke der Gaststube und lachte laut auf.

"Du hier?" murmelte Mosh' Ilie.

"Du hast mich nicht erwartet, nicht wahr?" sagte Margarit heiter; "und ich komme heute auch nicht wie sonst mit einem Gefolge und hoch zu Ross. Es ist mir eben ein wenig schlimm ergangen. Meine Bande ist verstreut, und wenn Du mich wohlbehalten vor Dir siehst, so hab' ich dieß sicherlich bloß meinem Schutzpatron zu verdanken. Doch davon ein anderes Mal, jetzt gib mir was zu trinken, ich hab' einen höllischen Durst. Aber was schaust Du mich noch immer so verdutzt an?"

"Ist es wirklich wahr," fragte Mosh' Ilie leise, indem er nahe an ihn herantrat und ihm angstvoll in die Augen blickte, "ist es wirklich wahr, was die Leute erzählen? Hast Du wirklich einen Gendarmen umgebracht?"

"Leider Gottes, ja!" sagte Margarit kurz.

Er ließ sich auf der Holzbank, die neben dem Schenktisch stand, nieder, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und sein Haupt zwischen die Hände pressend, schaute er eine Weile düster vor sich hin.

"Wo ist mein Wein, Du Maulaff?" fuhr er plötzlich auf.

Bald darauf standen eine Flasche Wein und zwei Gläser auf dem Tisch; er schenkte sie voll.

"Sollst leben, Mosh' Ilie!" sagte er, sein Glas erhebend und dasselbe an das andere, das der Wirth ergriffen, anstoßend. Er leerte sein Glas auf einen Zug. "Es war eine traurige Geschichte," begann er, "aber so wahr mir Gott helfe, ein Mord war es nicht, sondern bloße Nothwehr. Ich konnte und wollte mich nicht fangen lassen. Ich hab' übrigens gut gemacht, was gut gemacht werden konnte. Der Wittwe des Gendarmen habe ich fünfzig Dukaten zu geschickt und dem Popen Anastas hab' ich zwei Dukaten geschenkt, damit er ein Todtengebet für die Seele des Armen verrichte. Mehr kann man von einem christlichen Christen nicht verlangen. Und jetzt bin ich hergekommen, um einige Wochen bei Dir zu verleben, bis über die Geschichte Gras gewachsen ist. Es kennen mich zwar Manche in Ungureni, ich glaube aber nicht, daß Jemand es wagen wird, meine Anwesenheit zu verrathen. Geld hab' ich auch, viel Geld, hübsche Dirnen wird es wohl auch hier geben, und so hoff' ich, mit Gottes Hilfe einige schöne Wochen hier zu verleben. Aber warum schaust Du so düster drein?"

"Ich will Dir sagen, warum," versetzte Mosh' Ilie, indem er sich neben ihm niederließ. "Als wir zusammen zu arbeiten angefangen haben, da warst Du ein Contrebandist und nichts weiter. Das ist nun in meinen Augen kein Verbrechen. Aber jetzt bist Du ein Mörder und darum will ich mit Dir nichts mehr zu schaffen haben. Ich will überhaupt fort von hier, ich will fort mit meinem armen blinden Kinde, ich will nicht in's Zuchthaus Deinetwegen wandern; ich will nicht, sag' ich Dir!"

Mosh' Ilie hatte diese Worte mit einer nervösen Hast gesprochen und sein Kopf war hierbei noch tiefer als sonst zur linken Achsel herabgesunken.

Margarit schaute dem Schenkwirth eine Weile, ohne eine Sylbe zu sprechen, starr in's Gesicht, in seinen blauen Augen begann es unheimlich zu leuchten. Dann sagte er ernst und langsam:

"Wir handeln nun bald an die zwei Jahre mitammen. Ich habe meine Haut zu Markte getragen, alle Gefahren des Geschäftes bestanden, und Du hast ruhig und sicher hier gesessen und den ganzen Gewinn eingestrichen; Du mußt bei dem Schmuggelgeschäft an die zweitausend Dukaten verdient haben, und ich habe nichts mehr, als was ich bei mir führe. Und nun willst Du mit mir nichts mehr zu thun haben, weil ich einen Gendarmen umgebracht hab'! Aber so was bringt ja unser Geschäft mit sich, ich konnte nicht anders. Jedermann hat das Recht, mich einen Mörder zu nennen, aber Du nicht, nur Du nicht, hörst Du? Und wenn Du es noch einmal thust, füge er mit erhöhter Stimme hinzu und die Wern an seiner Stirne begannen anzuschwellen, "dann wird es bald einen Schurken weniger in Ungureni geben, das merk' Dir!"

Er schenkte sein Glas von Neuem voll, trank es hastig aus und stellte es auf den Tisch mit einer solchen Wucht hin, daß es in Scherben zerbrach.

"Um Gottes willen," begütigte ihn Mosh' Ilie, die Scherben zusammenlesend, "muß man denn gleich so teuflisch wild werden! Ich hab's ja gar nicht so böse gemeint."

Margarit antwortete nicht darauf, er war aufgesprungen und zur Thüre getreten.

"Da kommt der Grigorie," rief er aus und ließ einen weithin schallenden Jubel ertönen. "Dieser Zigeunermusikant hat eine Nase wie ein Jagdhund, der muß sicherlich in der Luft gewittert haben, daß ich hier bin. Schaff' Wein, Mosh' Ilie, ich zahl' Alles baar. Wir wollen heute recht fröhlich sein!"

"Ja, wir wollen recht fröhlich sein!" wiederholte Mosh' Ilie mit einer erzwungenen Heiterkeit. Dann stellte er zwei Messinggläser mit Unschlitzkerzen auf den Tisch, entzündete dieselben und eilte in den Keller.

Bald darauf trat der Zigeunermusikant Grigorie in die Wirthsstube, ein langer, schwächlicher Geßell, um dessen Leib ein bis an die Knöchel reichender, abgeschabter, schwarzglänzender Kittel schlotterte. Das Haar fiel ihm in langen schwarzen Strähnen bis zu den Schultern. Das dunkelbraune Gesicht mit den großen, flammenschwarzen Augen war bartlos. Auf dem Kopf trug er einen vielfach durchlöchernten, breitkrämpigen Hut, in der Rechten hielt er die Fiedel. Hinter ihm folgte sein Orchester, das aus drei verwahrlosten, barfüßigen Zigeunern bestand, von denen der Eine die zweite Violine spielte, der Andere die "Rae", eine Art primitiver Flöte, blies, während der Dritte die "Gobja", ein kürbisförmiges Begleitinstrument, bearbeitete. Hinter ihnen schob sich eine kleine alte Zigeunerin mit einem faltenreichen Gesicht, die um den Kopf ein knallrothes Tuch und um den Hals mehrere Schnüre schwarzer Glasperlen trug, in die Stube. Es war dieß die Baba Cloanza, die weit und breit im ganzen Kreise als Wahrsagerin bekannt war.

"Sollst leben, gnädiger Herr!" sagte der Chef des Zigeunorchesters mit einem grinsenden Lächeln und machte einen tiefen Bückling vor Margarit.

"Du wußtest wohl, Du alter Kabe, daß ich hier bin und etwas Geld in der Tasche besitze," lachte Margarit.

"Ja, ich wußte es," versetzte der Zigeuner demüthig, "die Baba Cloanza hat es mir gesagt. Die weiß Alles," fügte er mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu.

Margarit warf einen scheuen Blick auf die alte Zigeu-

nerin, die sich leise an ihn herangeschlichen und ihn mit einem breiten Lächeln begrüßte.

"Du warst lange nicht hier, Margarit!" sagte sie, und die Worte kamen windig aus ihrem zahnlosen Munde; "aber daß Du heute kommst, wußte ich. Laß mich Deine Hand sehen." Sie ergriff seine Rechte, betrachtete die Fläche derselben und murmelte dabei: "Ja, die Baba Cloanza weiß Alles, sie weiß auch, daß an dieser Hand Blut klebt. Gib mir eine Silbermünze, eine große Silbermünze, Margarit!"

"Ich will Dir was geben, Du Nachteule!" schrie er auf, entriß ihr die Hand, packte die Alte am Genick und schleuderte sie gegen die Stubenecke, wo sie leise wimmernd zusammenknickte.

In diesem Augenblick trat Sanda, von Miron geführt, in die Schenke. Die Zigeunerin sprang, wie sie Sanda erblickte, plötzlich auf und flüchtete sich hinter ihren Rücken.

"Er will mich todt schlagen, Sanda, süßes Täubchen!" jammerte sie; "rette mich, laß mich nicht todt schlagen. Ich bin es, die Baba Cloanza; der Margarit will mich todt schlagen!"

Als Sanda hereingetreten, stand Margarit mitten in der Schenkestube; er verschränkte bei ihrem Anblick die Arme, schaute sie eine Weile an und lachte dann laut auf.

"Was Teufel ist denn da vorgegangen?" rief er, "der Miron ist Blindenführer und Du, Sanda, bist eine noble Dame geworden und hast Dich in städtische Kleider gesteckt! Sind wir denn schon in der Fastnacht?"

Hierauf trat er an das Mädchen heran, klopfte Miron vertraulich auf die Schulter und wollte Sanda bei der Hand fassen. Sie wich bei seiner Berührung einen Schritt zurück. Eine feurige Röthe hatte ihr Gesicht übergossen.

"Wenn ich Stadtkleider anhab', sagte sie, "so ist das meine Sache, und ob sie Dir gefallen oder nicht, darnach frag' ich nicht. Aber die Baba darfst Du nicht schlagen."

"Ich darf nicht," versetzte er lächelnd; "wer will es mir verbieten, wenn ich Lust dazu habe?"

"Margarit," sagte sie weich und bittend, "thut es nicht, und wenn Du sie doch schlagen willst, dann mußt Du auch mich schlagen."

Sie hatte, während sie diese Worte gesprochen, den Arm um den Hals der Zigeunerin geschlungen. Sie stand vor ihm in einer so rührenden Hülfslosigkeit, aus ihren lebendlichen Worten hatte eine so süße Musik geklungen, daß es Margarit seltsam zu Muth wurde. So wie heute war ihm Sanda noch nie erschienen. Er ward einen Augenblick ernst und seine Blicke musterten prüfend die Gestalt und das Gesicht des Mädchens. Bald aber sprühte der alte Uebermuth in seinen Augen.

"Weißt Du, Sanda," sagte er, "Du bist gar nicht so übel, und schönen Dirnen thut' ich Vieles zu Gefallen. Ich verspreche Dir, die alte Heze nicht anzurühren, aber einen Kuß mußt Du mir dafür geben. Willst Du?"

Sie erwiderte keine Sylbe.

"Willst Du?" wiederholte er.

"Nein!" sagte sie kurz und bestimmt.

Da trat er dicht an sie heran, schlang die Rechte um ihren Nacken, hob ihr mit der linken Hand den Kopf in die Höhe und drückte ihr rasch einen Kuß auf den Mund. Sie schrie auf, riß sich aus seinen Armen los und taumelte, das Gesicht von einer Todtenblässe überzogen, einige Schritte zurück. Miron fing sie in seinen Armen auf.

Auf ihren Schrei war Mosh' Ilie, der inzwischen den Zigeunern Schnaps verabreicht hatte, herbeigeeilt.

"Um Gottes willen, Margarit!" rief er angstvoll aus. "Du wirst doch nicht mit meinem armen Kinde raufen?"

"Ich hätte fast Lust dazu!" lächelte er.

"Dann mußt Du mit mir raufen!" schrie Miron, indem er mit zornglühenden Augen dicht vor Margarit trat und die geballte Faust gegen ihn erhob.

Margarit lachte herzlich auf.

"Du bist ein herzhafter Bursche, Miron," sagte er gutmüthig, "und darum ist es besser, wenn wir gute Freunde bleiben!" Er reichte ihm die Hand.

"Das war ein schlechter Spaß," sagte Miron, seine Hand abwehrend, "Du hast der armen Sanda weh gethan. Ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben."

Miron hatte diese Worte mit zitternder, thränenbewegter Stimme hervorgestoßen. Er wendete sich hastig um, ergriff Sanda bei der Hand und führte sie aus der Schenke hinaus in den Flur.

"Ich finde mich allein in meine Stube," sagte sie, Miron leise die Hand drückend; "geh' nach Hause und betrete heute Abend nicht mehr die Schenkestube. Margarit ist ein gewaltthätiger Mensch, ihr würdet Handel mit einander anfangen und es könnte ein Unglück geschehen. Bersprich mir, daß Du gleich heimgehst."

Er versprach es und verabschiedete sich hierauf.

Mit der Sicherheit einer Sehenden ging Sanda bis an das Ende der Flur, öffnete dann eine Thüre und trat in eine niedrige, für bauerliche Verhältnisse fast luxuriös eingerichtete Stube, in welche der Mond durch das offene Fenster, das auf den Garten hinausging, sein silbernes Licht hereinspielte. Sanda ließ sich auf einem kleinen Divan, der neben dem Fenster stand, nieder, preßte die feberheiße Stirne an die Wand und begann leise zu weinen. Es war ihr noch nie so weh um's Herz gewesen. So weit sie zurückdenken mochte, sie konnte sich nicht erinnern, daß irgend ein Mensch sie je beleidigt hätte, alle Welt — Groß und Klein, Alt und Jung — war stets freundlich und gütig

mit ihr, und selbst Margarit hatte früher die paarmal, da er zu ihr gesprochen, einige gute, wenn auch wenige Worte an sie gerichtet. Aber heute Abend, wie war er auf einmal so umgewandelt. Wie hart und lieblos hatte er sie angefahren und ihre städtischen Kleider gehöhnt, über die sie sich so sehr gefreut. War sie denn wirklich so lächerlich darin? Und selbst wenn sie es war, mußte er es ihr in's Gesicht sagen, vor anderen Leuten und dazu in einer so spöttischen Weise? Aber die städtischen Kleider standen ihr gar nicht schlecht; Miron hatte doch auch Augen, gesunde Augen, und der hatte sie schön darin gefunden, und Miron wußte doch auch, was schön sei. Freilich, wenn sie nicht blind wäre, sie hätte sich aus seinen Worten nichts gemacht, aber einen Menschen, der nicht sehen kann, so zu verhöhnen, das kann doch nur Jemand fertig bringen, der ein schlechtes Herz hat, der das Leben eines Andern nicht achtet, wie dieser Margarit, der eine arme Zigeunerin aus purer Bosheit todtzuschlagen will. Aber was geht sie dieser Mensch an? Es verkehren in der Schenke allerhand Leute, gute und schlechte, und sie kümmert sich um Keinen, was liegt ihr an Margarit? Heute ist er da, morgen ist er weit weg über alle Berge, wozu überhaupt an diesen Menschen denken? Sie strich mit der Hand über die Stirne, als wollte sie die Gedanken, die sie bestürmten, verschrecken. Aber es gelang ihr nicht. Wie durch eine Zauberkrast gebannt, so stand vor ihrer Seele die letzte Szene in der Schenke als ein großes, bedeutungsvolles Ereignis, und immer neue Gedanken tauchten in ihr empor und rankten sich um das Bild des Mannes, der ihr so weh gethan. Jedes Wort, das er zu ihr gesprochen, klang ihr in den Ohren, aber vernehmlicher noch und klarer als seine Worte hörte sie sein Lachen. Wie frisch und hell hatte dieses Lachen geklungen? Kann ein schlechter Mensch, auf dessen Seele ein Mord lastet, so glücklich, aus so vollem Halse lachen? Wer weiß, so flog es ihr plötzlich durch den Sinn, wer weiß, vielleicht ist Margarit gar nicht so schlecht, wie die Leute schwätzen. Daß er einen Gendarmen ermordet hätte, mag vielleicht ein leeres Gerücht sein, und daß er die Baba Cloanza schlagen wollte, ist am Ende gar kein so großes Verbrechen, denn die Baba Cloanza ist eine aufdringliche, geldgierige alte Hure. Und wenn er über ihre städtischen Kleider gespottet, so wird es wohl nicht so ernst gemeint gewesen sein. Hatte er ihr denn nicht gesagt, daß sie ein hübsches Mädchen sei? Das hatte wie voller Ernst und durchaus nicht wie Spott geklungen. Und er hatte sie geküßt. Das war freilich nicht recht. Aber er hatte es nun einmal doch gethan, und es war ein brennender Kuß gewesen. Sie hatte seine Lippen auf ihrem Mund gefühlt, sein Athem hatte sie umweht, so heiß und glühend, daß ihr selbst bei der bloßen Erinnerung daran das Blut in die Wangen schoß. „Er ist ein großer, schöner Mann,“ sann sie weiter, „er hat leuchtende Augen, blaue Augen und sie müssen so wunderbar sein. Die Mädchen haben ihn gewiß lieb, und er wird wohl schon viele geküßt haben, viele und schöne Mädchen. Und wenn er Eine küßt, so muß sie ihm wohl gefallen, die hat er vielleicht lieb... Die hat er vielleicht lieb,“ sie wiederholte diese Worte, in denen ihr eine seltsame, süße Musik zu liegen schien, laut vor sich hin. Ein heißer Fieberhauer flog hierbei durch ihren Leib, und auf einmal war das schwere Weh, das soeben noch auf ihr beklemmend gelastet, wie weggerissen, und ein wonniges Gefühl — eine Ahnung unendlichen Glückes — flutete durch ihre Seele. Und wie sie so sann und sann, da war ihr, als tauchte Margarit aus der Finsternis vor ihr empor, sein Bild wuchs und wuchs, nahm Farbe und Leben an, bis er wie leibhaftig vor ihr stand. Sie sah sein Haupt mit den wallenden blonden Locken, sie sah sein Gesicht, so klar und deutlich, daß sie fast jeden Zug darin zu unterscheiden vermochte, nur die Augen waren geschlossen. Plötzlich hob er die Lider und ein Blick, blüthig schnell und seltsam leuchtend, sprühte aus seinen Augen hervor. Dann zerrann das süße Zauberbild und es war wieder finstere Nacht um sie. „Ich habe seine blauen Augen gesehen,“ sagte sie vor sich hin, und ein glückseliges Lächeln schwebte um ihre Lippen und verklärte ihr Gesicht...

(Fortsetzung folgt.)

Auf euer Wohl!

(S. 581.)

Spanien ist das Land des Weins und der Gesänge. Dieser Goethe'sche Ausspruch ist heute noch wahr, obwohl sich Manches in dem Lande jenseits der Pyrenäen geändert hat. Politisches Unglück, Rückgang des Handels und der Industrie, schlechte Ernten, Erdbeben, epidemische Krankheiten haben im spanischen Volkleben Vieles gestört, was früher als Ausdruck der Lebensfreude in seiner Originalität die Fremden anzog. Wein gibt es aber immer noch genug und guten im Lande der Kastanien, geklungen wird auch und des Abends klinkert besonders auf dem Lande überall die Guitare zu den langgezogenen Melodien der Bierseiler. Das Toastausbringen ist bei den romanischen Völkern, vorzüglich bei den Italienern und Spaniern, meist mit Gesang verbunden. Der Toastende erhebt sein Glas und singt irgend eine bekannte oder bezugreiche Strophe dem Betreffenden entgegen, und dieser antwortet meist auf dieselbe Weise, so daß es wie Wechselgesang klingt. Brindisi nennen's die Italiener, Brindis die Spanier. Unser hübsches Bild zeigt eine Spanierin im nationalen Kostüm, die einen Brindo ausbringt. So feurig wie der Wein und die Augen der Sevillanerin wird auch wohl der Toast ausfallen.

Schönheitspflege ohne Geheimmittel.

Von

Dr. med. S. Laßmann.

(Nachdruck verboten.)

Mit der Schönheit ist es wie mit der Gesundheit, man kann sie sich nicht in den Apotheken kaufen. Da aber die nur ein Erfahrungssatz ist und das „Warum“ dem Volke unbekannt blieb, wurde keine Unternehmung von jeher von Geheimmitteltrümmern ausgebeutet, die noch heute ganz dieselben sind, wenn sie auch nicht mehr von Dorf zu Dorf, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen, sondern sich auch insofern den veränderten Zeitverhältnissen anpassen, daß sie offenkundig eine feile Presse benützen und vielfach durch Apotheken ihre Mittel vertreiben, auf deren Etikette womöglich noch der Name irgend eines im Kampfe um's Dasein moralisch unterlegenen Arztes zu finden ist.

Man sollte meinen, daß die Mannigfaltigkeit der Mittel und Mitteln dem Publikum der beste Beweis ihres Unwerthes sei; denn wenn nur eines sich bewährt hätte, würde Jedes doch nur die eine anwenden. Aber jahraus jahrein werden neue Mittel auf den Markt gebracht, ergeben neue Anpreisungen, und wenn auch Private wie Behörden, so der verdienstvolle Ortsgesundheitsrath in Karlsruhe, sich noch so sehr bemühen, den Schwindel offenkundig zu machen, ein großer Theil der Presse verweigert Gewinn halber freistündig die Annahme einer Aufklärung und täuscht so nicht nur wissenschaftlich ihre Leser, sondern untergräbt auch wesentlich die Gesundheit derselben.

Mit wie viel Tausenden von teinverbeßerten, wie viel Hunderten von Haar- und Bartwuchs erzeugenden Mitteln, wie viel „wissenschaftlichen Broschüren“ hat man nicht schon ein leichtgläubiges Publikum ausgebeutet, wie viele Zahnpulver, Pasten und Wasser haben sich nicht schon abgelöst.

Diana von Voitiers und Ninon von Lenclos, die weiter kein Schönheitsmittel als Regenwasser anwandten und sich wie Ninon mit demselben ihre Jugendschöne bis in's hohe Alter in dem Grade bewahrten, daß sich ein Enkel von ihr in die fast Siebenzigjährige noch sterblich verliebte, haben umsonst gelebt, wenn sie der Nachwelt als Zeugen gegen irgend welche Schönheitsmittel hätten dienen sollen. Heute wie vor ihnen werden alljährlich Unsummen Geldes fortgeworfen, aber die verlorene Schönheit darum nicht wiedergewonnen. Wie können denn aber alle Mittel etwas helfen, wenn schon ein Schaden da ist, was kann es nützen, Symptome zu bekämpfen, wenn die fortwirkenden Ursachen bestehen bleiben. Nach den Ursachen muß man forschen, diese tilgen, dann wird man Erfolge sehen; forscht man aber nach den Ursachen, so wird man finden, daß dieselben meist dort gelegen sind, wo man sie nie vermuthete — in alltäglichen Lebensgewohnheiten.

Porzellan und Glasgeschirr halten wir ängstlich vor allzu heißem Wasser, die Glasuren unserer Zähne aber setzen wir der Einwirkung glühend heißer Speisen und Getränke aus, die, über die Haut verstreut, diese verbrühen würden. Betrachtet man einmal aufmerksam die Glasuren älterer Steingeschirrs, so sieht man keine Risse um Risse dieselbe durchziehen, wodurch, da sich färbende Stoffe in denselben ablagern, die Farbe des Geschirrs mit der Zeit eine schmutzige wird. Genau dasselbe spielt sich an den Zähnen ab, die heißen Speisen und Getränke werden Veranlassung, daß die Glasuren feine Sprünge bekommen. Solche Zähne sind daran zu erkennen, daß sie von färbenden Fruchtstäben stark gefärbt werden, während gesunde Zähne allerböchstens einen schwachen bläulichen Schimmer hievon erhalten sollten. Aber nicht nur das zeitweilige und dauernde Mißfärbung der Zähne statt hat, werden die Rissen auch die Brechen für Zerfallskeime, seien es nun chemisch wirkende Säuren der Nahrung oder die sich bei Verdauungsstörungen leicht bildende Milchsäure, welche die des Schmelzes betäubte Zahnhöhle auflösen, oder seien es kleinste pflanzliche Lebewesen, die dafür sorgen, daß krankhaftes, beziehungsweise absterbendes oder abgestorbenes organisches Material wieder zu Staub werde.

Es ist für die Erhaltung der Zähne unbedingt notwendig, daß sie wie sehr empfindliches glaziertes Geschirr behandelt werden, daß man höchstens blutwarme Speisen und Getränke mit ihnen in Berührung bringt. Bei jugendlichen Personen zeigt sich dann, daß der Schmelz seine Neubildungsarbeit zurückhält und die alten Risse vernachlässigt, daß die Zähne eine reine Farbe bekommen, ja daß sogar bei sehr jungen Menschen kleine Lücken an im Uebrigen gefundenen Zähnen ausbilden. Zähne, die in solcher Weise behandelt werden, bedürfen kaum einer weiteren Pflege, ein tägliches Abbürsten mit Wasser genügt, höchstens daß man alle acht bis vierzehn Tage mit etwas gepulverter Lindenholze pulst, welche auch dazu dient, um mißfarbene Zähne bald eine gute Farbe zu geben. Die Kohle verdient wohl den Vorzug vor geschlammter Kreide, soll aber, wie auch diese, nicht häufiger als alle acht Tage benützt werden, da sonst der Schmelz Schaden nimmt.

Neben einer Erhaltung der Zähne kommt aber noch die Sorge für die Entwicklung, die Ernährung derselben in Betracht. Zahllose Menschen tragen in mißgestalteten Zähnen die Spuren ungenügender Ernährung, beziehungsweise ungenügender Zufuhr zahnbildenden Materials in der Wachstumsperiode zeitlebens mit sich herum. Viele verlieren aber auch ein gutes Gebiß in Folge von Ernährungsstörungen in späteren Jahren, zum Beispiel durch Blutmuth. Die Knochitis des Kindesalters beruht auf Mangel an knochenbildenden Mineralstoffen in der Nahrung, die Blutmuth bedeutet Mangel an mineralischen Körperbestandtheilen überhaupt; denn daß es das Eiweiß, die eiweißreiche, stärkende Kost nicht ist, welche fehlt, lernt man allmählich einsehen. Die Zähne und Knochen bestehen ja auch nicht aus Eiweiß, sondern aus Kalkverbindungen, dem Blute fehlt nicht Eiweiß, sondern Eisen, Natrium und so weiter. Diese Mineralverbindungen sind aber alle in unserer Nahrung zur Genüge enthalten und wir würden an ihnen nicht Mangel leiden, wenn wir uns nicht systematisch derselben beraubten, indem wir — verkehrt kochen. Jede Hausfrau weiß, daß sie eine verätzte Speise, zum Beispiel Pöckelfleisch oder Sauerkraut, durch Auswässern wieder genießbar machen kann, indem nach dem Gesez der Diogenes aus den Zellen des Fleisches, des Krautes das Kochsalz aus- und Wasser an seine Stelle tritt, so lange bis der Inhalt der Zellen und das umspülende Wasser gleich salzig sind.

Das Gesez der Diogenes gilt aber nicht nur für das Kochsalz,

sondern für alle löslichen Mineralverbindungen. Wenn man daher die Gemüse in reichlichem Wasser kocht, so laugt man die wichtigen Nährsalze, Eisen, Natrium, Kalk, Magnesia, Phosphorsäure und andere Verbindungen aus ihnen aus, dieselben treten in das Kochwasser über und werden mit ihm über den Spülstein gegossen. Wir aber müssen die Borenhaltung einer vollwerthigen Nahrung schwer büßen, indem unser ganzes Geschlecht an Blutmuth, das heißt schlechter Blutmischung und ihren zahllosen Folgen, krankt.

Gerade aber für eine rationelle Schönheitspflege ist eine normale Blutmischung eine unerlässliche Bedingung. Das Blut ernährt Alles, ernährt auch die Haut und das Haar. Der Haarschwund ist heute an der Tagesordnung, seine Bekämpfung so vergeblich, da man seine Ursache nicht erkennt.

Man hört mit Vorliebe geistige Anstrengung als Ursache des Haarschwundes anführen; aber der Umstand, daß geistig fast überanstrengte Leute sich oft eines üppigen Haarwuchses erfreuen, läßt über die angebliche Ursache mehr als berechtigten Zweifel zu. Der Umstand aber, daß geschwächte Leute, Kranke im Rekonvaleszenzstadium, junge Leute, die unregelmäßig leben, sich unregelmäßig nähren, — was auch besonders von unserer akademischen Jugend gilt, die oft über dem Trinken ganz das Essen vergißt — einen auffallenden Haarschwund zu beklagen haben, spricht dafür, daß es sich um eine Ernährungsstörung handelt. Diese Ernährungsstörung ist einmal in einer mangelhaften Ernährung des Nervensystems gelegen, weshalb auch geistige Ueberanstrengung zweifelsohne hin und wieder als Ursache wirksam sein kann, und läßt sich auf mangelhafte Blutbildung zurückführen. Es ist bekannt, daß sich vorzugsweise bei corpulenten Leuten ein mangelhafter Haarwuchs zeigt, ein Umstand, der der beste Beweis für die Auffassung des Haarschwundes als Ernährungsstörung ist. Die Corpulenz ist eben auch eine Ernährungsstörung, das Symptom einer gewissen Art von Blutmuth, beruhend in einer Verwässerung des Blutes bei relativer und meist auch absoluter Abnahme der Anzahl der für den Prozeß des Stoffwechsels so wichtigen rothen Blutkörperchen. Diese Leute sind corpulent, weil sie in ihren Geweben mehr Wasser herumtragen, als nöthig ist, sie sind aber auch corpulent, da mangels an Sauerstoffzuführenden, körperlichen Blutelementen eine regelrechte Zerstörung (Verbrennung) der Nahrung nicht stattfinden kann und letztere nach einer oberflächlichen Zersetzung in Form von Fett in den Geweben deponiert wird. Auf eine schlechte Blutbildung reagiert das Nervensystem am allerersten, wie ja das Heer von verschiedenartigsten Schmerzempfindungen bei blutarmen Personen erkennen läßt; da aber das Nervensystem der Ernährung der verschiedenen Organe vorsteht, wird sich eine ihm widerstehende Störung auch an diesen Organen, so auch an der Haut und an den Haaren bemerkbar machen können. Daß gerade die corpulenten Leute sehr unter Haarschwund zu leiden haben, scheint aber auch noch in mehr mechanischen Verhältnissen begründet zu sein. Wie erwähnt, sind die Gewebe bei ihnen aufgelockert, wasserreich, die überliegende Haut daher prall gespannt; diese Prallheit der Haut zeigt sich aber vor Allem an der Kopfhaut, die durch kurze, straffe Bindegewebezüge mit dem Schädelbald verbunden ist, wodurch, da das Unterhautgewebe gleichmäßig von Wasser strömt, wegen Mangel der Bewegungs- und Abhebbungsfähigkeit der Kopfhaut ein starker Druck auf die Elemente derselben sich bemerkbar machen muß. So zeigen sich bei corpulenten Leuten die Haarbälge durch Druck verflümmert, in ihrer Längen- und Breitenausdehnung verringert, die Wurzel des Haars der Ausmündung des Haarbalgs sehr genähert, das Haar selbst wegen mangelnder Blutzufuhr, da die Prallheit der Kopfhaut die kleinsten Gefäße verengt oder gar verschließt, verflümmert oder eben fehlend. Endlich ist auch noch eine direkte Ernährungsstörung für den Haarschwund verantwortlich zu machen, in welchen Fällen sich dann gleichzeitig meist ein mangelhaftes Wachstum oder große Brüchigkeit der Nägel zeigt, als Zeichen, daß es an dem für die Bildung beider nöthigen Material mangelt. Bei einer häufig so einseitigen Ernährungsweise, bei einer solchen Unkenntnis, wie sie auf dem Gebiete der Ernährung herrscht, auf dem Alles im alten Schlandrian blieb, während auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit die weitgehenden Reformen Platz griffen, kann es nicht Wunder nehmen, daß wir uns manche für uns, das heißt für gewisse Organe und Gewebe, unbedingt notwendige Stoffe in ungenügender Menge oder gar nicht zuführen. Gerade so wie Borenhaltung von Kalksalzen, das heißt von Kalkverbindungen der Nahrung, bei Kindern mangelhaftes Knochen- und Zahnwachstum bewirkt, so kann ungenügende Zufuhr von Kieselsäureverbindungen ein Hemmnis für die Haarbildung werden. Von der Empfehlung der Zufuhr mineralischer Kieselsäure ist hierbei nicht die Rede; denn wir wissen nicht, in welcher Form die verschiedenen Mineralverbindungen für den Körper erschließbar sind, brauchen es auch nicht zu wissen, da eine zweckmäßige Auswahl fertig gebildeter Nahrung uns nicht Mangel leiden läßt. Wer sich den Genuß grüner Salate, besonders von Endivien und Lattich, sowie auch mancher Kohlrarten und endlich verschiedener Früchte, vor Allem von Erdbeeren, gewöhnt, wird an einem notwendigen Bildungsmaterial für Haare nicht Mangel leiden. Für den Corpulenten gilt aber in erster Linie eine Verbesserung der Blutbildung durch eine Diätreform, wobei von allen Kuren, die wie Trinkkuren nur noch mehr das Blut verwässern, Abstand zu nehmen ist.

Was eine übermäßige Haarentwicklung anbetrifft, wie sie sich in höchst unangenehmer Weise oft bei Frauen im Gesichte zeigt, so rächt sich hier häufig die Anwendung reizender Seifen und Wasser bei Waschungen des Gesichts. Das Gesicht sollte niemals mit Seife gewaschen werden, wie auch der Körper nicht, die Seife vielmehr nur für die Hände bleiben. Manchem Kinde wird schon frühe durch Seifenanwendung der Teint verdorben, mancher hartnäckige Gesichtsausbruch stammt aus derselben Quelle. Auch bei Neugeborenen wird man immer mit reinem Del und lauem Wasser eine genügende Reinigung erzielen können.

Bei dem Bartwuchs der Frauen spielen auch noch andere Verhältnisse mit, die hier nicht wohl erörtert werden können, die aber zum Beispiel auch dafür verantwortlich sind, daß oft bei Frauen, ja sogar bei jungen Mädchen rothe Nasen vorkommen; ein abseitendes Verfahren ist hier jedenfalls angezeigt. Im Uebrigen kann ja die Schere in Funktion treten, verdient jedenfalls den Vorzug vor dem Rhusma, dem orientalischen Enthaarungsmittel und solchen ähnlicher Komposition.

Sahen wir so, daß allgemeine Ernährungsstörungen für die Haare von Bedeutung werden, so ist das in vielfältig noch höherem Grade der Fall bei dem Boden, in welchem sie wachsen, der Haut. Die schlecht ernährte Haut ist allen äußeren Einflüssen widerstandslos preisgegeben und der Sitz der verschiedenartigsten Ernährungs-



Schiff in Noth. Zeichnung von J. M. W. Pelt. (S. 583.)



Auf euer Wohl! Gemälde von Francisco Masriera. (S. 579.)

störungen. Ein gesunder Blutfarbstoff wird nicht unter der Sonneneinstrahlung zerlegt, daß er sich als Pigment in Gestalt der Sommerflecken der Haut einlagert, wohl aber ein kranker, weshalb ja gerade die blutarmen, krankheitsgeschwächten Menschen ungemein leicht Sommerflecken bekommen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß der sich aus leicht perisiderer Nahrung im Darm entwickelnde und in's Blut über tretende Schwefel- und Phosphorwasserstoff diese Zerlegung des Blutfarbstoffes fördert.

Daß das Gesicht vorzugsweise der Sitz von allerhand Ausschlag, Pusteln, Knötchen und dergleichen ist, erklärt sich aus der Einwirkung der als Hautreiz wirkenden Luft allein auf das Gesicht bei bedecktem Körper, wie auch durch die einseitigen Gesichtsmassungen, wodurch eine stärkere Säftezufuhr zum Gesicht statt hat und demgemäß hier die Schärfen und Schädlichkeiten nach außen abgeseigt werden. Wenn man der orientalischen Sitte des täglichen Fußbades huldigt, würde durch eine Ableitung des Säftestroms zum entgegengesetzten Körperpole ein gewisser Ausgleich geschaffen werden können; immer jedoch liegt die Grundursache anderwärts, lassen Pusteln und dergleichen darauf schließen, daß etwas hinaus will, was doch einmal eingelassen sein muß, mit anderen Worten, daß diätetische Mißgriffe vorliegen.

Was die unangenehmste und bisher unzugänglichste Teintverunstaltung, die Podennarbigkeit, anlangt, so ist es interessant und lehrreich, zu bemerken, daß noch kein Geheimmittelschwindler es wagte, Mittel gegen dieselbe anzupreisen, da der Richterfolg ja zu eskalant hätte sein müssen; zum Glück sind aber Podennarben auch ohne Geheimmittel auf ganz mechanischem Wege zu entfernen, allerdings nicht im Handumdrehen, aber doch in Wochen und Monaten. Die äußerst dankbare Methode, die leider noch wenig gekannt und nur von wenigen Ärzten gelbt wird, beruht auf der Erkenntnis, daß durch den natürlichen Hautneubildungsprozeß im Laufe der Zeit die Haut von selbst wieder glatt wird, indem sich die oberen Hautschichten abstoßen und neue an ihre Stelle treten, welcher Prozeß eben künstlich durch mechanische Eingriffe, das sogenannte Abschleifen der Haut mit mineralischem Staube, beschleunigt wird. Im Interesse der besonders in großen Städten oft ungemein zahlreichen Podennarbigten wäre es dringend zu wünschen, daß diese Methode eine weitere Verbreitung fände; denn manches schön geformte Gesicht ist durch die Narben häßlich entstellt und kein Träger oder seine Trägerin hat überdies noch unter der Aversion zu leiden, welche manche Leute auch vor den Spuren ehemaliger Poden haben, als ob es diese selbst wären.

Bernhard von Sachsen-Weimar bei seinem sterbenden Freunde Herzog Heinrich von Rohan.

(Bild S. 577.)

Das Geschlecht der Rohans ist ursprünglich französisch, aber sein jetziges Oberhaupt, Fürst Camill Joseph Philipp Isdebal, Herzog von Montbazou und Bouillon, Prinz von Guéméné, Rochefort und Montauban, hat schon in den dreißiger Jahren das österreichische Einwohnerrrecht erworben und wohnt bereits eine Reihe von Jahren theils in der Königsstadt Prag, theils auf seinem Schloß Sigetow. Das Geschlecht zählt so viele berühmte Männer unter seinen Gliedern, wie nur wenig andere in Europa. Die Galerie berühmter Männer zählt deren allein sechsundfünfzig auf, deren Vorleuten — Heinrich II., ersten Herzog von Rohan — Meister Janurel zur Hauptperson seines Bildes gemacht hat, welches wir hier den Lesern in treuer Wiedergabe vorlegen.

Der Lebenslauf dieses berühmten Feldherrn, Schriftstellers und Oberhauptes der Hugonotten ist so bunt, daß man mit demselben einen ganzen Band füllen könnte. Wir haben es hier nur mit den Linien desselben zu thun, welche sich mehr oder weniger auf das von uns gezeichnete Bild beziehen.

Nachdem er zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nach mehreren Schlachten von König Ludwig XIII. nach dem Pays des Orisons (italienisch: Grigioni, deutsch: Graubünden, der größte schweizerische Kanton mit der Hauptstadt Chur) geschickt worden war, welches damals mit Frankreich Bundesgenossenschaft hatte, ward Herzog Heinrich General der Graubündener und Befehlshaber aller französischen Soldaten dort, wie auch außerordentlicher Gesandter, in welcher Eigenschaft er (1633) die Schweden dazu brachte, daß sie die Belagerung von Konstanz aufgaben; darauf wieder nach Frankreich (1635) gerufen, bekam er die Befehlshaberschaft über die Bundesarmee, mit welcher er in's Elsaß einfiel, den Herzog von Lothringen an den Rhein zurücktrieb, sich einiger Städte bemächtigte, durch die Schwediz nach dem Beltin vordrang, wo er die Kaiserlichen bei Lutzen, Jirana und Morbegno schlug. Als aber dann die Graubündener von Frankreich abfielen und Rohan nicht stark genug war, sie zu Paaren zu treiben, fiel er in Ungnade und sollte sich nach Venedig zurückziehen. Auf dem Wege traf er den Herzog Bernhard von Weimar, welcher eben die Stadt Rheinfelden im Kanton Aargau belagerte. Herzog Rohan schlug sich zu ihm, wurde in einem Gefechte gegen die Oesterreicher, welche der Stadt unter Johann von Werth zu Hülfe kamen, schwer verwundet und starb an dieser Wunde vor den Mauern von Königsfelden im Kanton Aargau am 13. April 1638. Begraben wurde er in Genf, wo ihm auch ein prächtiges Mausoleum errichtet ward.

Der Künstler hat für sein Bild den Augenblick gewählt, wo Bernhard von Weimar, das nahe Ende seines Freundes erfahrend, sich demselben mit seinem ganzen Gesolge naht, um Abschied von ihm zu nehmen. Er spricht innige Worte, denen der Sterbende zu lauschen scheint. Die Umgebung nimmt an der Szene tief-ergrienen Theil.

Herzog Bernhard überlebte übrigens seinen tapfern Freund nicht lange, da er schon im nächstfolgenden Jahre (wahrscheinlich an Gift) starb.

Das Originalgemälde war im Salon der böhmischen Künstlergesellschaft pro 1879 auf der Sophieninsel unter der Katalognummer 273 ausgestellt und ist Eigentum des kunstsinnigen Fürsten Camill Rohan.

Denkvers.

Wenn du der Weisheit nur vertraust,
Du wirst ein schlechter Prophet auf Erden;
Doch wenn du auf die Thorheit baust,
Man läßt dich nicht zu Schanden werden.

Auf Capri.

Novelle

von

Konrad Tilmann.

(Nachdruck verboten.)

Er hieß Giuseppe Farini und hörte es gerne, wenn die Leute ihn „Signor Giuseppe“ oder nach dem Sprachgebrauch der Insel „Don Giuseppe“ nannten, auch „Don Beppo“ ließ er sich wohl noch gefallen, aber weit und breit hieß er nur „Don Peppino“, und das mißfiel ihm. Und doch war's natürlich, daß die Welt ihm diesen Namen gegeben hatte; denn Signor Giuseppe Farini war klein von Gestalt, sehr klein und ein wenig verwachsen, und die Menschen urtheilen und benamen eben Alles nach dem Äußern, das ihnen in die Augen fällt. Hätten sie das nicht gethan, sondern einzig auf Don Peppino's geistige Fähigkeiten oder auch nur auf das Eigenthum gesehen, das er vom Vater überkommen hatte und dessen ausschließlicher Herr er nun war, so hätten sie ihn wohl „Don Beppone“ genannt, denn beide stößten ihnen allen Respekt ein. Aber nun war's einmal geschehen und nun blieb es dabei, und Keiner dachte sich etwas Arges darunter, wenn er den wohlhabenden jungen Weinbergbesitzer von Capri „Don Peppino“ nannte.

Selbst Teresina that es, und Teresina wollte ihn doch heirathen. Von ihr hörte er's auch nicht ungern, denn dann klang es schmeichelnd und anmuthig, wie eine Liebeslung, und wenn sie so schallhaft dabei lachte und ihr die weißen Zähne zwischen den rofigen Lippen hervorschimmerten, fand er den Namen schön wie keinen andern, und küßte sie sogar zum Lohn dafür, daß sie ihn anwandte. Hörte er aber die jungen Burschen so von sich reden, dann krausste sich seine Stirn, die Zornader schwell ihm, und es hätte sicherlich Händel gegeben, wäre eben nicht Signor Giuseppe Farini ein kleiner, schwächlicher, etwas verwachsener Don Peppino gewesen, der es mit keinem von den jungen Schiffern aufnehmen konnte, und klug genug war, um das zu wissen und sich darnach zu richten.

Im Uebrigen hatte kein Mensch auf der ganzen Insel etwas gegen ihn, durchaus nicht; man hatte ihn vielmehr gern, und es war eine Art gutmüthigen Spottes und lächelnden Mitleids, mit dem diese starken, geschmeidigen Männer auf Don Peppino herabsahen, der so ganz aus der Art geschlagen war. Sie gönnten ihm alles Gute dabei, ja, sie meinten sogar, daß er's doppelt und dreifach verdiene, eben weil er in seinem Äußern von der Natur stiefmütterlich behandelt worden war. Auch die Teresina gönnten sie ihm. Das Mädchen war hübsch, eines der hübschesten auf Capri, mit blaueschwarzem Haar, schlankem Wuchs, lachenden Grübchen auf den Wangen und einem Paar dunkler, blühender Augsterne; aber sie war auch arm, ganz arm und mußte sich Glück wünschen, daß ein so reicher Weinbauer sie als Frau auf seinen Hof haben und ihr eine beglückte Zukunft bereiten wollte, selbst wenn dem Bewerber die rechte Schulter etwas höher stand als die linke und er trotz seiner dreißig Jahre immer noch der „kleine Beppo“ hieß, wie dazumal, als er in der Schule bei Don Vittorio die Buchstaben hatte malen lernen. Teresina hatte ihm ohne langes Bedenken ihr Jawort gegeben.

Ihr Vater war vom Kerallensischen nimmer heimgekommen, und seither brachte sie sich mit ihrer Mutter kümmerlich genug durch's Leben, ging in die Citronen- und Olivengärten der Insel auf Arbeit, oder trieb die Esel, auf denen die „Inglesi“ die Insel durchstreiften, zu rascherer Gangart an. Von den jungen Burschen hatte mancher ein Auge auf sie geworfen, und sie hätte sich auch wohl nicht lange besonnen, Diesen oder Jenen zu erheben, lange bevor Don Peppino ihr seine Hand angetragen hatte, wäre nur Einer darunter gewesen, der nicht gerade so blutarm war wie sie, und mit dem sie sich ein beglücktes Heim hätte gründen können. So Einer war aber nicht gekommen, und so war sie Don Peppino's Verlobte geworden und wollte im nächsten Monat seine Frau werden, und Don Peppino ließ sich zu diesem Zeitpunkt einen Schnurrbart stehen, weil Teresina ihm gesagt hatte, ein Schnurrbart werde ihn gut kleiden. Und sie mochte wohl Recht haben: Don Peppino's wohlgebildetes, freies und offenes Gesicht gewann noch durch die schwarzen Stoppeln auf seiner Oberlippe, und man konnte seine unscheinbare Gestalt und den vorstehenden rechten Schulterknochen darüber vergessen, wenn man es ansah.

Don Peppino hatte sich noch niemals Gedanken darüber gemacht, weshalb Teresina ihn erhört habe. Sie gefiel ihm, er hatte sie gefragt, ob sie Signora Farini werden wolle, und sie hatte das bejaht; weiter bedurfte es ja nichts. Keiner erhob Einspruch dagegen, und Don Vittorio war bereit, das Paar im nächsten Monat vor dem Altar zusammenzugeben. Zur Eifersucht hatte Don Peppino niemals Anlaß gehabt.

Erst seit ein paar Tagen, seit der junge Cosimo Lauri von der sizilischen Küstenfahrt wieder zurück war, fand Don Peppino, es schide sich für seine Braut nicht wohl, mit dem Burschen so oft vor der Hausthür zusammenzustehen und die ganzen Abende mit ihm zu verplaudern; wenn sie plaudern wollte, so sei ja er selber dafür da. Aber Teresina hatte erwiedert, der Cosimo sei ein Sohn von ihres Vaters richtigem Vetter, und den dürfe sie nicht aus dem Hause

treiben, wenn er komme und mit ihr schwätzen wolle, auch hätten sie als Kinder schon miteinander gespielt, wären fast wie Geschwister zusammen und im Uebrigen sei keinerlei Gefahr, daß der Cosimo sie ihrem Eheversprechen abtrünnig mache, und alle Welt könne ja hören und sehen, wie sie's trieben, denn die Gasse wäre nicht für sie Beide allein.

Damit mußte sich Don Peppino denn schon begnügen, und vorzuerwerfen hatte er dem Mädchen nichts, das ihn so kurz und schnippisch abfertigte. Aber recht war's ihm nie, wenn er die Beiden wieder einmal zusammen traf, und in Cosimo's Gesicht, in der Art, wie er grüßte und das Gespräch mit Teresina abbrach, in dem Blick, den er von seiner Höhe herab auf den kleinen, schwächlichen Don Giuseppe richtete, lag etwas, das diesem das Blut in die Wangen trieb. Cosimo war ungewöhnlich groß, breitschulterig und sehnig; es sah aus, als hätte er den kleinen Don Peppino mit seinen beiden starken Händen ohne sonderliche Anstrengung zusammendrücken können, wenn ihm darum zu thun gewesen wäre, und eben das ließ Don Peppino mit den Zähnen knirschen, so oft er ihm gegenüberstand. Das Gefühl seiner absoluten Ohnmacht diesem Riesen gegenüber, der noch dazu aus zwei braunen Augen so fest und zuversichtlich in die Welt blickte und den Schnurrbart, den Teresina so gern hatte — was für einen Schnurrbart im Vergleich zu Don Peppino's Stoppeln! — auf der Lippe trug und mit den Fingerspitzen zusammendrehte, dieß Gefühl war's, das ihn zu Groll und Ungerechtigkeit aufstachelte. Instinktiv sah Don Peppino in diesem Cosimo Lauri seinen Nebenbuhler, und jedesmal zog sich seine Stirn finsterner zusammen, wenn er auf ihn stieß. Was hatte der Bursche, der an der großen Marina in seinem Boot hätte liegen sollen, überhaupt im Dorfe zu thun?

Wenn Don Peppino den Männern der Insel auch in seinem Äußern wenig glich, das gleiche heiße Blut wie sie hatte er doch auch und so maßlos und ungestüm wie sie war auch er in allen seinen Empfindungen und Leidenschaften, in seiner Liebe wie in seinem Haß. Die erwachende Eifersucht machte ihn mißtrauisch und jähzornig. Er konnte Teresina nichts vorwerfen, aber ein verbissener Ingrimme nagte unablässig an ihm und ließ ihm keine Ruhe mehr.

Dazu kam, daß die alte Concetta, die seinen Haushalt führte und sich vergebliche Hoffnung gemacht hatte, Don Peppino werde ihre Nichte Carmela heimführen, sich für ihre Enttäuschung durch allerlei spitzige Reden an ihrem Brodherrn zu rächen begann. Wenn sie ihm Mittags die dampfende Schüssel mit Maffaroni auf den Tisch setzte, fing sie an, auf Teresina zu sticheln, die um jeden Preis einen reichen Mann haben wollte, obgleich sie schon einem Andern die Ehe versprochen, und wenn sie mit einer Flasche selbstgezeugenen weißen Capriweins aus dem Keller zurückkam, erzählte sie so harmlos wie möglich, der braune Cosimo sei eben wieder zur Teresina gekommen, und es sei rührend anzusehen, wie das Gesicht der Kleinen jedesmal strahle, wenn er komme. Freilich, setzte sie dann gutmüthig hinzu und füllte Don Peppino das Glas, die Beiden hätten ja schon als Kinder ein Liebespaar vorgestellt.

Zu dem Allem sagte Don Peppino nicht Ja und nicht Nein, aber innerlich gährte es bei ihm mit jedem Tage mehr. Er war zu Teresina's Mutter gegangen und hatte sie gebeten, die Zusammenkünfte zwischen den beiden jungen Leuten zu verbieten; wenn er selber auch nichts Arges darunter sehe, die Leute im Dorf sprächen schon darüber, und für das Mädchen, das in drei Wochen seine Frau werden sollte, schide sich's nicht mehr, mit einem Andern so vertraut zu thun. Teresina sei ein zu argloses Kind, um das zu begreifen, aber sie als Mutter müsse bei Zeiten Einhalt thun.

Bei der Mutter fanden seine Worte bessern Eingang, als bei der Tochter, und Teresina zog ihm zwar ein schiefes Gesicht, war kalt, schnippisch und einsilbig, wenn er kam, aber von den Blauderstunden mit Cosimo Lauri auf der Steinbank vorm Hause war fortan keine Rede mehr. Und doch konnte Don Peppino auch jetzt um nichts beruhigter aufathmen. Im Gegentheil: die alte Concetta hatte gesagt, was man öffentlich nicht mehr thun dürfe, das habe um so größern Reiz, wenn es heimlich geschehe, und wer den beiden jungen Leuten ihre unschuldigen Zusammenkünfte auf offener Gasse verboten habe, der müsse ein rechter Narr gewesen sein und habe es sich selber zuzuschreiben, wenn man ihn nunmehr hintergehe, ja, wenn man sich nun erst der Gefahr bewußt werde, die in dem wechselseitigen vertrauten Umgang liege.

Don Peppino fühlte, daß in diesem Vorwurf etwas Wahres enthalten sei, daß er erst jetzt eigentlich die Treue seiner Braut auf eine harte Probe gestellt habe, und das Blut begann in ihm zu kochen. Der Gedanke, daß Teresina ihn hintergehe, daß sie ohne sein Vorwissen heimlich mit dem braunen Cosimo zusammenkommen könne, brachte sein ganzes Wesen in einen Zustand halber Raserei. „Concetta“, sagte er eines Mittags — und es war das erste Mal, daß er auf ihre Stichelreden einging, auch that er's mit erzwungener Ruhe und künstlichem Gleichmuth, während es ihm wild gegen die Schläfen hämmerte — „Concetta, wißt Ihr's, daß Teresina und Cosimo sich heimlich sehen und sprechen, oder ist's nur ein Gerede, mit dem Ihr Eurer müßigen Zunge zu thun gebt? In diesem Fall laßt mich's nicht noch einmal hören; ist aber etwas Wahres daran, so sagt mir auch gleich Alles, damit wir zu Ende kommen.“

In den kleinen grauen Augen der Alten funkelte es auf. „Ein Gerede, Signor Giuseppe?“ gab sie in beleidigtem

Ton zurück, „seit wann hätt' ich mich um das Gerede der Fischer und Festeiler von Capri gekümmert? Aber was man mit seinen eigenen Augen sieht, das läßt sich nicht fortzuschwären.“

Das Glas, das Don Peppino eben hatte zum Munde führen wollen, klirrte auf die Tischplatte nieder. „Mit eigenen Augen?“ stieß er mühsam zwischen den Zähnen hervor, und es war, als würge er an jedem Wort, das ihn zu ersticken drohte, „mit eigenen Augen, Concetta?“

„Wenn Ihr's denn durchaus wissen wollt, Don Giuseppe, ja. Ich hab' mich nicht selber zur Angeberin machen wollen, denn Ihr könntet denken, ich trüge der Teresa etwas nach und wolle sie nicht im Hause, wo ich bisher das Regiment allein geführt, aber da Ihr mich fragt — lügen kann ich auch nicht.“

Don Peppino sagte lange Zeit gar nichts mehr. Er starrte vor sich hin auf die Fliesen des Fußbodens, als ob er da die Worte ablesen könne, die nun über seine Lippen gehen mußten, er mochte wollen oder nicht. Seine Lippen hatten sich dabei fest zusammengezogen und seine Brust athmete mühsam. Concetta stand ihm gegenüber, mit den beiden Händen auf die Tischplatte gestützt, und betrachtete ihn mit lauernden Blicken. Eine Weile war es so still im Gemach, daß man die Fliegen surren hörte, die sich in großen Schwärmen auf den Speiseüberresten niederließen.

Dann stand Don Peppino langsam auf und trat an's Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Es war ein blauer, sonniger Oktobertag, kein Wölkchen am Firmament, und das Meer, von dem man einen schmalen Streifen in der Ferne schimmern sah, glatt und unbewegt.

„Wir können heute mit der Weinlese zu Ende kommen,“ sagte er und wandte sich, um auf die Thür zuzugehen.

Concetta verfolgte erstaunt jede seiner Bewegungen. Erst unter der Thür drehte Don Peppino sich um und fragte so über die Schulter fort, als handle es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt: „Wo laßt Ihr die Beiden?“

Er nannte keinen Namen, aber die Alte wußte, um was es sich handelte.

„Hinter der Wand am Ende unseres Nebenganges, Signor, wo der Nachbargarten anstößt. Aber Ihr müßt's Euch nicht zu Herzen nehmen; es ist sicherlich nichts gewesen als ein unschuldiges Stillschauen — freilich, Ort und Stunde waren seltsam gewählt — aber wenn man bedenkt, daß Ihr den Beiden selber verboten —“

Sie kam mit ihrem Satz nicht zu Ende, denn Don Peppino hatte das Zimmer bereits verlassen und die Thür tragend hinter sich in's Schloß geworfen.

Während des ganzen Nachmittags sah man ihn nicht im Weinberg, wo er sonst der Fleißigste von Allen gewesen war und keinerlei Säumnis der Arbeiterinnen gebuldet hatte. Der lange Matteo, der mit der Hinte auf die Amiselsjagd gegangen war, bevor er zum Traubenlesen in die Bigne kam, wollte ihn unter den Oliven in der Nähe der Punta Tragara gesehen haben, wie er mit verstörtem Blick auf's Meer hinausstarrte. Aber das sah Don Peppino nicht ähnlich und man glaubte nicht daran.

Auch zum Abendessen kam er nicht heim, und Concetta rief sich verstohlen die Hände. Sie mußte schnell einmal zu ihrer Schwester hinüberschlüpfen, die am Marktplatz wohnte, und ihr zuflüstern, mit Don Peppino und Carmela sei doch noch nicht Alles verschüttet, und wenn es schließlich zu etwas komme, so werde man wenigstens wissen, wem man's zu danken habe. So eine leichtfertige Kreatur wie die Teresa verdiene einen so braven Mann wie ihren Don Peppo nicht, dem man auf der ganzen Welt nichts nachsagen könne, als daß er schief gewachsen sei, weshalb ihn die Madonna aber zur Entschädigung mit einem der größten Weinberge auf Capri bedacht habe, und der Wein sei gut gerathen dieses Jahr; weiter wolle sie gar nichts gesagt haben.

Und während seine Vorzüge zwischen Concetta und Carmela's Mutter so in das hellste Licht gerückt wurden, wanderte Don Peppino heimlich wie ein Traubendieb durch die langgestreckte Pergola seines Weingartens. Durch das nächtliche Dunkel schimmerten die grauen Mauerpfiler, die oben mit Holzlatten verbunden waren, zwischen denen aus dem dunklen, üppigen Gerank die schweren blauen Trauben niederhingen, in beinahe endloser Reihe. Zur Seite wucherten die gelben Maisstauden auf, und von den niedrigeren Ästen der Oliven, die sich hie und da zwischen den Rebhängen eingenistet hatten, schaukelte ein flaschenförmiger Kürbis, dessen breitblättrige Kletterranke den Stamm bis hoch hinauf umspannen hatte. Ueberall unter dem sternüberbligten Himmel athmete ruhiges Behagen und satte, schwellende Fruchtbarkeit. Aber Don Peppino, der das Alles sein eigen nannte, verwandte keinen Blick darauf; das Herz hämmerte ihm ungestüm in der Brust und wie ein rieselnder Nebel legte sich's ihm oft über die Augen.

Noch nie war ihm die Pergola so lang erschienen, oder er trug Blei in seinen Füßen, daß er so langsam nur einen vor den andern zu sehen vermochte. Und je weiter er ging, desto leiser trat er auf. Der Weingang endete bei der hohen Mauer, die sein Grundstück von dem des Nachbarn trennte. Dort bildete er eine schattenkühle Laube, in der die Weinbergsgarben auf den an den drei Seiten angebrachten Steinbänken zu rasten pflegten, wenn die Mittagspause gekommen war. An der Wand hatte ein fremder Künstler, der ein paar Wochen lang einmal bei Don Peppino gewohnt hatte, ein altes Freskobild entdeckt, durch

allerlei Schaben und Kraken wieder in seinen Umrisen zum Vorschein gebracht und dann auf Don Peppino's Wunsch nothdürftig restaurirt. Es stellte einen segnenden Christus dar, dessen Gestalt mit den ausgebreiteten Händen jetzt in dem ungewissen Sternenzwielicht herüberdämmerte.

Don Peppino bekreuzte sich, als seine Augen darauf fielen, aber es zog dabei kein Hauch der Milde angehauchtes Dessen, der da gepredigt hatte, man solle seine Feinde lieben und Denen wohlthun, die uns hassen, in sein wild erregtes Herz. Er warf sich, mit dem Rücken gegen das alte Bild, auf die Steinbank nieder, stemmte die beiden Arme auf seine Kniee und legte seinen Kopf darauf. In solcher Stellung verharrte er, vor sich niederstierend, lange Zeit und wartete. Nichts ward rund um ihn her hörbar, als das Zirpen einer Grille; in den Häusern waren die Lichter meist schon erloschen und Alles hatte die frühe Nachtruhe aufgesucht. Warum konnte nicht auch er ruhig schlafen gehen?

Horch! Was war das? Ramen sie endlich? Nein, nur ein Windstoß schauerte plötzlich durch's Weingerank, und die Maisstauden schaukelten mit den niederhängenden welken Blättern raschelnd und knisternd gegen einander. Dann war Alles wieder still. Sollte die alte Concetta ihren Spott mit seiner Eifersucht getrieben haben oder blieben die Beiden nur heute gerade aus? Don Peppino blickte zum Sternenhimmel empor. Eine kleine weiße Wolke schwebte dort hinten um die nackte Felskuppe des Monte Solaro. „Es wird Sturm kommen,“ sagte er tonlos vor sich hin, „vielleicht morgen schon.“ Aber er dachte sich nichts weiter dabei.

Wieder harrete er regungslos geraume Zeit hindurch, und die Wogen des ungestüm in ihm kreisenden Blutes begannen sich zu befähigen, da Niemand kam. Er wollte ein Vaterwort sprechen und zur Ruhe gehen; das Ganze war nur ein toller Spuk gewesen, den er wieder vergessen wollte. Teresa, ihm untreu und um dieses Schiffers willen, der nichts weiter befaß, als was er auf dem Leibe trug! Pah! Die Mädchen von Capri sind zu klug, um untreu zu werden —

Noch einmal legte Don Peppino sein Ohr an die Kalksteinmauer und ein befriedigtes Lächeln huschte um seine Lippen. Dann aber verschwand es plötzlich wieder und die Augenbrauen zogen sich in ängstlicher Spannung zusammen. Mit angehaltenem Athem lauschte Don Peppino hinaus. Kein Zweifel; es war ein Geräusch von leise sich nähernden Schritten drüben vernehmbar — jetzt ein Flüstern — ein halb unterdrücktes Lachen — und nun — das war Teresa's Stimme; da war keine Täuschung möglich. Don Peppino's Herz klopfte zum Zerpringen. Er mußte sich wieder auf die Steinbank niedertauern, weil seine Kräfte ihn zu verlassen drohten. Und so, die beiden geballten Fäuste gegen die Brust gedrückt, horchte er auf das immer näher herankommende, immer deutlicher unterscheidbare Geräusch.

Jenseits der Mauer lief gleichfalls ein Weingang, der an der Rückwand des kleinen Hauses vorüberführte, in dem Teresa mit ihrer Mutter ein ärmliches Gemach bewohnte, und diesen Weingang kam sie eben jetzt langsam herauf gewandelt. Aber nicht allein; Concetta's Verdacht bewahrheitete sich, und Don Peppino fühlte einen brennenden Schmerz in der Brust aufzucken, daß er leise zu stöhnen begann wie ein verwundetes Wild. Nun war es doch wahr, nur zu wahr; Teresa hatte mit dem braunen Cosimo ein nächtliches Stillschauen, sie war ihm untreu, und er kauerte hier und biß in ohnmächtiger Wuth die Zähne zusammen und krallte die Fingernägel in sein Fleisch, um nicht laut aufzuschreien und die zornige Qual seiner Seele Denen zu verrathen, die ihn betrogen, bestahten, zu Grunde richteten.

Horch! Jetzt kamen sie ganz nahe, Don Peppino hätte sie mit seinen Händen erreichen und erwürgen können, wenn die Mauer nicht zwischen ihnen gewesen wäre. Und nun hörte er sie auch sprechen, schlugen ihre Flüsterworte deutlich, nur zu deutlich an sein Ohr.

„Heute ist's das letzte Mal, Cosimo,“ sagte Teresa. Sie waren Beide jenseits der Mauer stehen geblieben, und Cosimo seufzte vernehmlich:

„Das letzte Mal! Und Du willst wirklich Ernst machen, Teresa, mia?“

„Narr! Kann ich denn anders? Er hat mein Wort, und sein Wort muß man halten, sagte Don Vittorio. Und wenn ich's ihm nicht gegeben hätte — wir Beide sind arm und könnten doch nie zu einander. Es ist eine Sünde, daß wir so bei Nacht zusammen sind, Cosimo, und am nächsten Sonntag muß ich's im Beichtstuhl bekennen, und Don Vittorio wird mir eine Buße dafür zusprechen. Aber weil wir uns doch schon als Kinder gern gehabt haben — und weil es das letzte Mal ist —“

„Teresa,“ unterbrach er sie in heißem Flüsterton, „wenn er nicht reich wäre und ich nicht arm —“

„Und wenn ich ihm nicht schon mein Wort gegeben hätte, ehe Du zurückkamst,“ ergänzte sie; „Du vergißt immer, daß er mein Wort hat, Cosimo.“

„Wenn er's aber nicht hätte, Teresa, wenn Du noch frei wärst; würdest Du mich lieb haben? Würdest Du?“

„Frag' doch nicht erst, Du Narr! Freilich würd' ich. Aber es kann ja doch nicht sein, Cosimo, Du weißt's. Laß mich, das ist nicht recht.“

„Einen Kuß zum Abschied, Teresa!“

„Nein, nein! Wenn ich dürfte, hundert statt des einen, Cosimo; aber es ist Sünde, ich kann nicht. Ich hab' mich verkauft; ich kann Dich lieb haben wie früher, aber ich muß

ihm treu bleiben. Komm', komm' fort, es wird spät, und die Mutter wird ungeduldig.“

Sie zog ihn trotz seines Widerstrebens fort und ihre Schritte verklangen wie ihr Flüstern in der Nacht. Es wurde wieder ganz still in den Weinbergen am Felshang rundum, und Don Peppino hätte meinen können, daß das Ganze nur ein Traum gewesen sei, so schnell war es vorüber, ein wüster, häßlicher Traum; aber nur zu gut wußte er, daß Alles wahr und wirklich sei. In den Ohren gellte es ihm noch: „Ich habe mich verkauft; ich kann Dich lieb haben, aber ihm muß ich treu bleiben.“ Und ein irres Lachen brach sich über seine Lippen Bahn, das schauerlich durch die Nachtsille klang. „Verkauft,“ knirschte er, „verkauft an den reichen Buckeligen, der den Kaufpreis zahlen konnte, um der Mutter willen, die sich ihren Kuppelpelz redlich verdient hat, um des bequemen Lebens willen; aber ohne Liebe, ohne Liebe! War' er nur reich, der Andere, oder erlaubte Don Vittorio nur, daß man sein einmal gegebenes Wort wieder zurücknehmen dürfte! Pah! Was thut's am Ende? Man kann den Andern auch lieben, wenn man verheirathet ist, und der verwachsene Ehemann darf zufrieden sein, daß man ihm nicht öffentlich vor allen Leuten die Treue bricht und ihn zum Gespött der ganzen Insel macht! Er wird doch nicht im Ernst geglaubt haben, daß man ihn anders als um seines Geldes willen heirathet, etwa um seiner schiefen Schultern willen? Pah! Pah!“

Und wieder brach Don Peppino in ein krampfhaftes Gelächter aus. Dann sprang er auf, hob die beiden geballten Fäuste angehauchtes des segnenden Christus zum Himmel empor, als wenn er den Sternen einen Nachschwur leisten wolle, und ging mit lauten, hallenden Schritten wieder dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Schiff in Noth.

(Bild S. 580.)

Wer das Meer nur in seiner Ruhe gesehen hat, der kennt es gar nicht; seine echte Physiognomie, der Ausdruck seines Charakters als erhabenes und furchtbares Element zeigt sich uns erst, wenn es sturmbewegt ist. Da tanzen Wasserberge und jähren und bebenden Wasserthaler, da jährt und braust, tost und heult es, da flimmert es in allen Farben, vom schneigen Weiß durch Blau, Grün, Violett bis zum dunkelsten Schwarz, und der wolkenzerstörte Himmel wird, millionenfach zerstückelt, vom Meere glühend und glänzend wiedergegeben. Der Anblick ist ehrfurchtgebietend schön, das heißt für Den, der auf der festen, wohlgegründeten Erde steht und in den Aufruhr der Elemente hinausschaut; ganz anders gestaltet sich die Sache für den auf dem Meere schwankenden Reisenden; dem droht das erregte Meer wie ein gräßlich-grausames Ungeheuer, das ihn verschlingen will, er ist selbst auf dem größten Schiffe ein kleines Vögelchen in der ungeheuren Wasserrüste, das gewaltige Fahrzeug weniger als eine Nusschale. Dieses Gefühl hat man besonders, wenn etwas passiert auf dem Schiffe. Wie hilflos ist dann der Mensch, dessen Welt das Schiff ist, die umtobt wird vom Meere, einem unüberwindlichen, erbarmungslosen Feinde. Man ist dann völlig machtlos und in Verzweiflung. Welches Glücksgefühl, wenn dann irgendwo eine Hülfe sich zeigt, ein Hafen in Sicht kommt mit Bootenbooten, oder ein anderes Fahrzeug, von dem Hülfe zu hoffen ist. Unsere lebensvolle Illustration führt uns hier ein Schiff in Noth vor Augen, es scheint das Stauer gebrochen, die Maschine unbrauchbar und ein willenloses Spiel der Wogen treibt und rollt es auf den Wellen, dem sichern Untergange preisgegeben. Da erscheint ein großer Dampfer, der erblickt das Wrack und sendet jetzt sein Rettungsboot der geängstigten und erschöpften Mannschaft zu. Das Unternehmen ist mühe- und gefährvoll, denn einem derartig treibenden Wrack nahe zu kommen, gehört zu den schwierigsten und bedenklichsten Manövern des Seedienstes. Oft verlieren die Retter ihr Leben bei ihrem aufopfernden, edlen Streben, oft diese und die im Boot schon Geborgenen zusammen.

Ernsthafte Berathung.

(Bild S. 584.)

Da gibt es eine schwerwiegende Verhandlung. Der Thierarzt, der Besitzer, der Metzger, sie stehen gewichtig diskutierend bei einander und berathen, ob die Kuh geschlachtet werden soll. Sie froh schon seit einigen Tagen nicht mehr recht und will jetzt nicht aufstehen. Der hinzugezogene Thierarzt schüttelte den Kopf und der Metzger hielt eine Rede, gestützt auf langjährige Erfahrungen, in welcher er die Nothwendigkeit des schnellen Schlachtens bewies, indem der Herr für ein Abwarten ist, weil die Kuh nicht eigentlich krank ist, die Fleischwunde wieder kommen könnte und dann das nützliche Thier als gute Milchkuh sich wieder bewähren würde. Verlaufen — meinte der Thierarzt — wäre doch bedenklich, da er einen Gesundheitsschein ja nicht ausstellen dürfte, und abwarten — hm, wer wüßte, wie's kommt! — äußerte er tiefsinnig. Der Metzger hat wenig Vertrauen, dem Herrn scheint's gar nicht so schlimm. So stehen die Dinge, so weichen die Meinungen ab bei dem Konflictum. Wer wird hier siegen?

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

(Portrait S. 584.)

Prinz Friedrich Karl, einer der hervorragendsten Feldherren der neuesten Zeit, ein Hohenzollernprinz vom Scheitel bis zur Sohle, einfach, wahr, edel und thatkräftig, ist plötzlich am 15. Juni dieses Jahres gestorben und die deutsche Nation verliert an dem Heimgegangenen einen der gewaltigsten, kühnsten Mitbegründer des

neuen deutschen Reiches. Der Verbliebene war eine vollstündliche Gestalt, keine Ritterlichkeit, kein Heldennuth, keine soldatische Schlichtheit erwarben ihm die Liebe und Bewunderung aller, besonders der Volkskreise.

Am 20. März 1828 erblickte Prinz Friedrich Karl Nikolaus (Sohn des Prinzen Karl, Bruders des Kaisers Wilhelm und der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar, Schwester der Kaiserin Augusta) zu Berlin das Licht der Welt. Er trat schon als Knabe in die Armee ein und genoss 1842–46 den Unterricht in allen militärischen Disziplinen durch den damaligen Major, nachmaligen Kriegsminister von Roon. Im Jahre 1846 bezog der Prinz in Begleitung des Genannten die Universität zu Bonn.

Das Jahr 1848 sah ihn zuerst auf dem Schlachtfelde. Er machte als Hauptmann im Gefolge des General Wrangel den schleswig'schen Feldzug mit und zeichnete sich schon da in den Gefechten bei Schleswig und bei Düppel durch persönlichen Muth aus. Im Jahre 1849 nahm er als Major im Generalstabe seines Oheims, des damaligen Prinzen von Preußen, an dem Feldzug in Baden Theil und wurde in dem Gefecht bei Wieselthal an der Spitze einer Husaren-Schwadron schwer verwundet.

Die nun folgenden Friedenszeiten wurden durch eifriges militärisches Studium beständig benützt. Wie ernst er diese Studien nahm, das beweisen die aus jener Zeit datirenden, ungemein fesselnd geschriebenen Abhandlungen des Prinzen über kriegswissenschaftliche Fragen. Sie wurden seinerzeit nur einem engeren Kreis von Offizieren bekannt. Eine derselben wurde bekanntlich 1860 ohne Wissen des Prinzen unter dem Titel: „Eine militärische Denkschrift von P. F. K.“ veröffentlicht und erregte ein so großes Aufsehen, daß man sich französischerseits veranlaßt sah, eine Entgegnungsschrift darauf zu publiziren.

Nach Ausbruch des dänischen Krieges von 1864 erhielt der Prinz, inzwischen zum General der Kavallerie befördert, den Oberbefehl über das preussische Armeekorps, ging nach dem verunglückten Angriff auf Wismunde, Anfang Februar 1864, bei Arnis über die Schlei, zwang den Feind, das Dannewerk aufzugeben und nach den Düppeler Schanzen sich zurückzuziehen. Aber am 18. April



Prinz Friedrich Karl von Preußen. (S. 583.)

erstürmte der Prinz auch diese. Unvergessen lebt in den Zeitgenossen das freudige Aufsehen, das jene That hervorrief.

Im Mai legte Wrangel das Kommando nieder und der Prinz wurde Oberbefehlshaber der alliirten Armee. Als solcher eroberte er Jütland und am 29. Juni Alsen.

War der Prinz schon nach Beendigung dieses Feldzuges als ein Held gefeiert, so hatte die Vorsehung ihn doch noch zu gigantischeren Thaten berufen. Es ist bekannt, daß er im Kriege von 1866 abermals unsterblichen Ruhm erntete.

Des Prinzen großartige Feldherrnthätigkeit in dem Kriege 1870–71 ist noch in Aller Gedächtniß, sie ist mit unvergänglicher Ruhmeschrift in die Annalen der Weltgeschichte eingetragen. Wir brauchen hier nur an die Thaten bei Bionville, Gravelotte, Metz zu erinnern. Jetzt ist die sterbliche Hülle des Prinzen beigesetzt in der Gruft seiner Ahnen, die Erinnerung an den Heldenführer, dem Geist wird fortleben im Gedächtniß des deutschen Volkes zu allen Zeiten.

Die Insel Jamaika.

(Bild S. 585.)

Unter den Antillen ist das ehemals so reiche, jetzt etwas verkommene Jamaika die drittgrößte Insel und wie diese Inselgruppe überhaupt von der Natur wunderbar reich ausgestattet. Die Nordküste ist von unvergleichlicher Schönheit und hier liegen die kleinen Hafenplätze St. Anne, Rio Bueno, Montego. Schöne Gebirge, sanfte Golfe, allenthalben die Fülle rauschender und stürzender Gewässer, sammetgrüne Wälder, dunkelnde Wälder, Singvögel und Schmetterlinge machen diese Küste namentlich im Distrikt der „Acht Flüsse“ (Ocho Rios) zu einem wahren Paradiese. Das Innere Jamaikas ist gebirgig, von vielen Thälern durchschnitten und stark bewaldet. Die Südküste dieser Antille entzückt durch die Nähe der Blauen Berge (Blue Mountains), deren höchste Spitze, der 2236 Meter hohe Westpit, zugleich auch der größte Kulminationspunkt der ganzen Antillen ist. Portland Gap Ridge ist 1985 Meter hoch. Die Blauen Berge führen ihren Namen mit Recht,



Erfsthafte Verathung. Zeichnung von J. Wesin. (S. 583.)



1. Unter Palmen. — 2. Banane. — 3. Altes Haus an der Südküste. — 4. Kingston. — 5. Ein neuer Herrensch. — 6. Ein altes Herrenhaus.

Reiseerinnerungen von Jamaika. (S. 584.)

denn ein schöneres und tieferes Blau, das sich im vollen Glanze der Sonne in sanften Umrissen abhebt, versichert wenigstens der Weltreisende Ludwig Schmarda nirgends gesehen zu haben. Das weit ausgebreitete Kingston, die Hauptstadt der in britischem Besitze befindlichen Insel, macht mit seinen niederen Häusern und rothen Ziegeldächern dagegen einen prosaischen Eindruck, und das Beste an dem Bilde sind eben die Blauen Berge im Hintergrunde. Die Häuser sind meist aus Brettern aufgeführt, nur für die besseren Stadt- und Landhäuser hat man als Baumaterial jene dunkel-rothen Ziegelsteine angewandt, wie sie in Holland üblich sind. Wenn man etwa aus dem spanischen Amerika kommt, so überrascht auf Jamaica jener stark entwickelte Sinn für Ordnung, der nun einmal den Engländern nicht abzusprechen ist. Die Bevölkerung Kingstons — von etwa 40,000 Köpfen — besteht aus englischen Kaufleuten, englischen Beamten und englischen Offizieren, der Rest sind Mulatten oder Neger. Die Dienerschaft, Köchinnen, Stubenmädchen und so weiter sind natürlich schwarz, aber im Inneren der Häuser herrscht auffallende Reinlichkeit. Jamaica ist der Obstgarten der Tropen und der Obstmarkt in Kingston daher eine örtliche Sehenswürdigkeit, der Stapelplatz eines langen Regiments von Herrlichkeiten, die dort zu genießen sind. In der Umgebung von Kingston könnte man sich in einen der Villenorte bei London verlegt denken; ein Landstreich reißt sich an den andern. Man fährt stundenweit auf guten, aber etwas staubigen Straßen zwischen endlosen Bäumen und Hecken dahin, hinter denen man bald Buschwerk und Gestrüpp, bald halbvergente Rasenflächen erblickt, auf denen als eine Art von Jorat wohlgenährte Kühe oder Stiere weiden. Die nächste Umgebung Kingstons wie überhaupt die niedrige Küstenstufe der Insel besteht aus Savannen, die nur nach Regen sich mit frischen Gräsern und bunten Blumen bedecken. Zu solchen Zeiten dürfen sie sich mit dem munteren Teppich unserer Wiesen im Frühjahr messen, sonst aber bieten sie wegen der Spärlichkeit der Bäume und ihrer dünnen Belaubung, in der obendrein das Grau vorherrscht, einen leblosen Eindruck. Besonders üppige Pflanzenformen findet man nirgendwo, wenn es auch an Kokospalmen und Bananen, jenen auffallendsten Vertretern der Tropenvegetation, nicht gebricht.

Von Kingston führt eine Eisenbahn der Küste entlang nach Spanishtown, an einem ungeheuren Rennplatz vorbei. Unweit davon liegt die Wohnung des britischen Gouverneurs in einem ausgedehnten Parke oder vielmehr nach dem Gebirge zu am Ende einer weiten grünen Wiesenfläche, die hier und dort mit Bäumen und Baumgruppen besetzt ist. Wendet man sich den Blauen Bergen zu, so werden die Aussichten bei jeder Straßenwendung andere und gewähren die anziehendsten Bilder, denen es aber an Felswänden und Wasserfällen zur rechten Belebung fehlt und wo man überall nur tropisches Grün findet. In etwa 1200 Meter Seeshöhe liegen auf dieser Seite der Berge die höchsten Kaffeepflanzungen, welche aber insgesammt in einem Zustande der Verwilderung und halb Verwilderung sich befinden, eine Folge der sehr verständnislos in Szene gesetzten Emanzipation der Neger. Die Hügelkuppen und Alluvialebenen im Norden bilden die fruchtbarsten Theile der Insel, die wie geschaffen ist für Zucker, Kaffee, Piment und Ingwerbau. Sein Metallreichtum, seine kostbaren tropischen Holzarten und Früchte, sein Reichthum an Vieh, Pferden und Maulthierern machten, daß Jamaica lange die reichste und ergiebigste aller westindischen Inseln war. Gar lustig ging es einst auf den schönen Herrensitzen zu. Zehn und zwanzig Sklaven sah man in Vorhöfen, in den Ställen standen die Reitpferde zu Tausenden und elegante Wagen in den Remisen. Galtfrei war das Thor des Herrenhauses jedem Standesgenossen geöffnet. Die Nächte wurden durchtanz, der Champagner floß, das Gold rollte an den Spieltischen nicht bloß der Herren allein, sondern auch ihrer Verwalter und Commis. Von diesem Carneval ist jetzt nichts geblieben als hin und wieder ein still gewordenes Herrenhaus, zu dessen Gemächern der Fremde über die ausgebrochenen Stufen einer Treppentreppe hinaufsteigt. Heutzutage gibt es keine reiche, in großartigem Style lebende Pflanzersitzstätte mehr; das Land ist kapitalarm, Alles dreht sich um kleine Verhältnisse und die sogenannte gute Gesellschaft steht weit hinter derjenigen Ostindiens zurück. Dieser große Umchwung zum Schlechteren ist nicht lange nach Aufhebung der Sklaverei eingetreten. Die Neger arbeiten bloß noch so viel, als ihnen beliebt. Der große Regeraufstand von 1865 hat dann dem Wohlstande der Insel einen weiteren harten Schlag verleiht.

Wie die meisten übrigen Antillen trank auch Jamaica an dem Ueberwiegen der Negerbevölkerung. Man rechnet jetzt eine Gesamtbevölkerung von rund einer halben Million Menschen auf dem Eilande, darunter sind aber nur 13,101 Weiße, die sich obendrein zusehends vermindern. Also etwa 1/40! Der Rest besteht aus 100,000 Farbigen, das heißt Mulatten, und aus 400,000 Schwarzen, die jetzt völlig frei sind. Trotz der Annahme einer fremden — der englischen — Sprache haben die Neger von Jamaica viele afrikanische Eigenheiten beibehalten, die ihrem Charakter tief eingewurzelt zu sein scheinen. Noch heute huldigen sie afrikanischen Melodien, afrikanischer Haartucht und zeitweilig afrikanischem Fetischismus. Der Neger von Jamaica ist zwar der Form nach Protestant, er befolgt auch die Kirche; großen Einfluß auf seine Lebensführung muß aber wohl die Kirche der dort herrschenden Unmoralität nach nicht haben. Die Mehrzahl des Militärs besteht gleichfalls aus Negern, aber nicht etwa aus Antillennegern, sondern aus echten Afrikanern, welche auf die amerikanischen Schwarzen als auf Schwächlinge herabsehen, wie sie wiederum von diesen als Barbaren verachtet werden. In den Blauen Bergen leben endlich von Jagd und Fischfang noch Reste der sogenannten Maroon oder Schweinejäger, die Abkömmlinge entlaufener spanischer Sklaven, die nach vielen Feindseligkeiten sich endlich mit den Engländern verglichen haben und meist auf Seite der Briten gegen ihre schwarzen Bekliden stehen. Noch heutigen Tags haben die Maroon einen von den übrigen Negern auf Jamaica gänzlich verschiedenen Charakter. Die Mulatten haben von den Europäern etwas Wit und sehr viel Laster geerbt. Ihnen gehört nach der Ansicht einiger die Zukunft, vorläufig aber schimpft sie der Schwarze „weiße Niggers“ und der Weiße „schwarze Kerle“. Das achtbarste Element sind die wenigen Kreolen. Sie hängen zwar immer noch an alten Ideen, haben sich aber doch in die veränderten Verhältnisse gefügt, hängen am Mutterlande mit britischer Kindesliebe und behandeln die Farbigen ohne Bitterkeit, ja sie würden vielleicht auch gesellschaftlich mit ihnen verkehren, wenn ihre Frauen nicht den alten Rassenstolz und die alte Rassenabsonderung aufrecht erhielten. Zu ihnen muß man auch eine zahlreiche Judenthümlichkeit rechnen, die als Geldverleiher einen oft verhängnisvollen Einfluß auf das soziale Leben hier ausüben.

D. v. D.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Pedenroth.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage sind verflossen, seit Ella von Will's Lippen gehört, daß er sie liebe; sie hat Berlin verlassen und ist nach dem Süden gereist, König hat ihr schon vor zwölf Tagen die Nachricht gebracht, daß von Seiten des Gerichts ihrer Abreise nichts im Wege stehe, die Staatsanwaltschaft werde von den Verdächtigungen, die ihm gegen sie ausgesprochen, um so weniger Notiz nehmen, als das ganze Verhalten Sternheim's den Argwohn bekräftige, den Willi Warning gegen den Oberstaatsanwalt ausgesprochen, daß Sternheim und ihm die Baronin gewaltsam in eine Intrigue gezogen, von der sie nichts gewußt, um Ella dahin zu bringen, sich Sternheim in die Arme zu werfen. Ella war es somit gestattet, sich der Neugierde aller ihrer Bekannten zu entziehen, einen Ort zu fliehen, in welchem man über die Gerüchte debattirte, welche ihre intimsten Verhältnisse, ihre delikatesten Privatangelegenheiten vor die Öffentlichkeit zerrten. Man befaßte sich und kritisirte die Verhältnisse, die in ihrer Ehe gewaltet, ihren Prozeß mit Freilich, ihre Beziehungen zum Prinzen Emil von **, die Vorfälle auf Liebenstein — sie hatte wohl Recht, wenn sie gegen Freilich beim Abschied geäußert, sie könne Willi nicht besser ihre Achtung und Dankbarkeit beweisen, als wenn sie nach der Erklärung, die er ihr gegeben, ihm das bittere Gefühl erspare, ein Weib wiederzusehen, dessen Ehre am Pranger sei und der er höchstens seine Theilnahme bewahren dürfe. Die Infamie, mit der Sternheim sich nicht nur gegen Mensing, sondern auch gegen Dritte über sie geäußert, ließ zwar die Wuth darüber erkennen, daß Ella das Band mit ihm gelöst, aber sie stellte die Baronin doch auch derart bloß, daß ein Mann in geachteter Stellung, wie Warning, es nicht hätte wagen dürfen, ihr seine Hand zu bieten. Wäre Willi aber auch dazu bereit gewesen, seinen kaum angetretenen Posten aufzugeben und ihr zu folgen, so mußte er doch ihren Willen achten und das Gefühl anerkennen, mit dem sie sich dagegen sträubte, ein solches Opfer anzunehmen.

Der erste Hauch des Abendroths streift die fünfzackige Krone des Monte Rosa, es glihern die Wellen des Lago Maggiore, ein heiteres Lachen klingt aus der Myrtenlaube einer reizenden, unter dem grünen Sasso di Ferro gelegenen Villa.

Die schöne Contessa Marietta di Cannero zerzaust einen Blütenstrauch und wirft ihn dem blonden Deutschen, der auf einem Schemel zu ihren Füßen ruht, über den Kopf:

„Da haben Sie einen ganzen Blumenregen, sind Sie nun zufrieden, Sie Unerfättlicher?“

„Sie sind grausam, Marietta, Sie spielen mit einem Herzen, das nach der Entscheidung über sein Wohl oder Wehe von Ihren Lippen schmachtet. Hören Sie mich an, Marietta, ich habe so selten das Glück, Sie einen Moment ungestört allein zu sehen, ich lasse diese Stunde nicht vorbegehen.“

„Da läutet schon das Boot!“ rief die Contessa, ihn unterbrechend, als sei ihr der Vorwand, seine Erklärung zu verhindern, hoch willkommen. „Sie wählen Ihre Zeit zu ernststen Gesprächen sehr schlecht, Prinz Emil, ich muß sehen, ob das Boot und Gäste bringt.“

Der Dampfer von Magadino war noch so weit entfernt, daß die Hast, mit der die junge Dame sich dem Prinzen zu entziehen suchte, unmöglich durch die Besorgnis vor einer Störung veranlaßt sein konnte, aber dieselbe trug auch keineswegs jenen Charakter ängstlicher Scheu, welcher verrieth, daß man das Peinliche einer ablehnenden Antwort nur hinauszuschieben wünscht, der Vorwurf des Prinzen, er sei das Opfer eines grausamen Spiels, schien gerechtfertigt zu sein. Marietta entzog ihm denn auch die Hand nicht, die er ergriff, sie mit Gewalt zurückzuhalten.

„Ich lasse Sie mir nicht entslüpfen,“ rief er, „das Glück meines Lebens hängt an dieser Stunde. Ich habe um ein Zeichen dafür, daß ich nicht vergebens hoffe; da liegen die Blumen im Sande, die an Ihrer Brust geduftet, Sie versagten mir die Rose, jetzt erbitte ich mehr.“

„Sie brauchen Gewalt.“ schmolte sie. „Setzen Sie mir doch lieber gleich das Pistol auf die Brust!“ versuchte sie zu scherzen und ein sonniger Strahl glitt über ihre in Scham und Erregung glühenden Wangen.

Der Prinz zog die nur leise Widerstrebende an sich. „So sei es mit Gewalt,“ jauchzte er, „wenn Du Dich nicht anders ergeben magst!“

„Nein!“ rief sie, wie sich plötzlich ermannend, und ehe seine Lippen sie noch berührt, hatte sie sich ihm entwunden. „Nicht also! Beantworten Sie mir eine Frage,“ fuhr sie fort, und ihr Antlitz schaute plötzlich ernst, aller Uebermuth war wie hinweggeschwunden, „ist es wahr, daß Sie erst vor wenigen Monaten um eine Andere getworben, wechselt Ihr Herz so leicht seine Gluthen?“

Betroffen starrte der Prinz das schöne Weib an, er sah es in ihren Augen, daß sein Erschrecken ihr Vertrauen enttäuschte. Wie ein trüber Schatten legte es sich auf ihr eben noch sonniges Antlitz.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ stotterte er verwirrt.

„Das ist gleichgültig, da Sie selber es nicht gethan. Oder sollte ich es nicht wissen?“ Es flammte in den Augen der Italienerin auf, als könne sie den Mann hassen, den sie vorher mit Blumen bestreut.

„Ich hätte es Ihnen nicht verschwiegen, Marietta, wenn Sie mich gefragt.“

„Es ist also wahr?“

„Es ist wahr, aber ich verdiene es nicht, daß Sie mir deshalb zürnen. Ich hatte Sie noch nicht gesehen. Ich war des Lebens als Junggeselle müde und dürstete nach Veränderung. Ich lernte ein Weib kennen, von dem ich mir einbildete, ich könne mich wohl an seiner Seite fühlen. Meine Verwandten waren dagegen, weil sie von bürgerlicher Geburt; man sagte mir, ihr Ehrgeiz trachte nach einem vornehmen Titel, ich glaubte es nicht. Ich war noch im Kampfe mit mir selbst, da wurde sie mir entlarvt. Ich hatte in ihrer Gunst zwei Nebenbuhler, der eine wurde zu später Stunde in ihrem Garten getroffen und auf räthselhafte Weise tödtlich verwundet, während sie dem andern ein Rendezvous gegeben — mit dem Letzteren ist sie verlobt. Ich habe Ihnen also keine Eroberung verschwiegen, Marietta, mit der ich hätte prahlen können, sondern eine Erinnerung, über die ich erröthe.“

Das Auge der Italienerin ruhte forschend auf den Zügen des Prinzen, der Ausdruck ihrer Miene klärte sich wieder und einer inneren Regung folgend, bot sie ihm ihre Hand.

„Man hat mir die Geschichte anders erzählt,“ sagte sie, „aber ich glaube Ihnen, Sie würden sich selbst betrügen, wenn Sie mich täuschten.“

Der Prinz brühte seine Lippen auf die zarte Hand.

„Ich werde Sie niemals täuschen, Marietta,“ sagte er und seine Worte trugen das Gepräge aufrichtiger Wahrheit.

„Ich kann Ihnen sogar gestehen, daß ich nicht ganz frei von Zweifeln bin, ob ich jene Frau nicht doch zu hart beurtheile, es lag Vielen daran, mich ihr zu entfremden, und ich habe nur Diejenigen gehört, die sie anklagten. Aber ich habe mir nichts vorzuwerfen und ich habe mich frei gefühlt von Fesseln, als man mir meldete, die Baronin Lieben habe sich mit meinem früheren Kavaliere verlobt, ich war von einer Verirrung meines Herzens genesen. Ich fühle das in seiner ganzen Bedeutung, seit ich Sie gesehen und kennen gelernt, was Liebe ist. Weisen Sie mich zurück, so möchte ich, es würde auch meinem ganzen Dasein das Urtheil gesprochen, das Leben wäre mir werthlos. Ich war thöricht, Sie zur Entscheidung zu drängen. Prüfen Sie Ihr Herz, ob es mir wirklich vertrauen kann.“

Ein eigenes Lächeln umspielte Marietta's Lippen; aber warm und voll war der Blick, mit dem sie dem Prinzen in's Auge schaute.

„Es sollte eigentlich eine Ueberraschung sein,“ versetzte sie und es lag etwas Bögernes in ihrer Sprache, als fürchte sie, der Prinz könne sich durch ihre Mittheilung verletzt fühlen — „mein Bruder hat es veranstaltet — Sie sollten es nicht wissen — — — die Villa Zampa ist vermietet.“

Es war aus dem Tone, dem ganzen Wesen Marietta's zu errathen, daß diese anscheinend gleichgültige Nachricht eine besondere Bedeutung habe.

Der Prinz horchte befremdet, erwartungsvoll auf.

„Ich will offen sein,“ fuhr Marietta fort und ihr Erglühen bewies, daß der Entschluß dazu ihr einen Kampf gekostet, „mein Bruder erfuhr gestern zufällig, daß eine Dame, die sich von Bern aus hier eine Wohnung bestellt, eine solche in der Villa Zampa gemietet — der Name der Dame fiel ihm auf — es ist eine Baronin Lieben — sie trifft heute oder morgen ein.“

Brennende Röthe bedeckte das Antlitz des Prinzen, unwillkürlich schaute er nach dem See. Der Dampfer lag schon an der Landungsbrücke, die aufsteigenden Passagiere traten an's Land, der Weg, den sie nehmen mußten, um zu den Hotels oder Logirhäusern zu gelangen, führte bei der Villa Cannero vorüber. Der Prinz befand sich unter dem Drucke des peinlichen, unbehaglichen Gefühls, zu entdecken, daß man Erkundigungen über ihn eingebracht, daß es vielleicht nicht ganz zufällig war, wenn der Baronin Lieben eine Wohnung in fast unmittelbarer Nähe der Villa Cannero angeboten worden und daß, wenn dieß auch der Fall, die Ueberraschung, die ihm bevorstand, eine äußerst peinliche gewesen wäre.

„Ich gestehe,“ sagte er in einem Tone, dessen Kühle verrieth, daß er sich verletzt fühle, „eine Begegnung mit der Baronin Lieben wäre mir nicht erwünscht, aber ich begreife nicht, wie sie nach Italien kommt, wenn sie ihren Namen noch nicht verändert hat, ist sie aber schon Gräfin Sternheim, so wäre mir das Rencontre doppelt peinlich, der Mann hat sich mir so tief verächtlich gezeigt, daß ich Anstand nehmen würde, einen Gruß von ihm zu erwidern.“

„So viel ich weiß, ist die Wohnung für eine einzelne Dame, die nur von einer Jofe begleitet ist, gemietet, und dieselbe nennt sich Baronin Ella von Lieben.“

„Das ist sie!“ flüsterte der Prinz, den die Myrtenhecke ebenso wie Marietta vor den Blicken der Passanten verbarg, und er deutete auf eine Dame in schlichter schwarzer Kleidung — „sonderbar — sie trägt sich sonst eleganter, sie sieht nicht aus wie eine Braut, die vielleicht hier ihre Hochzeit zu feiern gedenkt — es scheint fast, als habe sie Trauer.“

„Wie schön sie ist!“ murmelte Marietta, deren Blicke bald nach dem Prinzen schielten, dann aber wieder wie ge-

bannt auf Ella ruhten. „Ah — Ihr Herz schlägt doch rascher, Prinz — was ist Ihnen?“

Marietta hatte Ursache, das Wesen des Prinzen be fremdend zu finden. Ella war bereits vorüber und sein Auge blickte wie starr vor sich hin, er schien vergessen zu haben, daß Marietta neben ihm.

„Das ist sonderbar!“ murmelte er. „Sehen Sie den Mann dort hinter dem Delbaum, er spricht mit einem Kommissionsär — das ist Sternheim. Seine Braut geht allein, er scheint zu warten, bis sie verschwunden, als folge er ihr heimlich.“

„Der Mann hat kein gutes Gesicht. Sie scheinen sich doch sehr lebhaft für das Paar zu interessieren!“

Es klang wie Eifersucht aus dem Tone der Contessa, der Prinz erwachte wie aus einem Traume.

„Sie haben Recht,“ sagte er, „mich geht es eigentlich nichts an, aber was ich da sehe, ist befremdend, und wenn die Baronin von Lieben etwa des Schutzes bedürftig sein sollte gegen jenen Menschen, so wäre es mir fast eine Genugthuung, ihn ihr zu bieten. Marietta, ich sage es Ihnen in diesem Augenblicke nochmals, ich werde nie ein anderes Weib lieben als Sie — aber ich möchte keine Stunde länger hier in Laveno verweilen, wenn ich nicht hoffen darf, Sie überzeugen zu können, daß ich nur Ihre wegen bleibe, und daß Sie mir keine Erbarmlichkeit zutrauen.“

Marietta hatte eine der Rosen, die sie vorher Emil über den Kopf gestreut, wieder an ihre Brust gesteckt, jetzt nahm sie dieselbe mit zitternder Hand und bot sie ihm dar. „Da haben Sie,“ hauchte sie hocherglühend, „was Sie gewollt.“

Er breitete die Arme aus und sie widerstrebte nicht mehr, jubelnd zog er sie an seine Brust.

In den größeren deutschen Zeitungen, welche dem Prinzen in letzter Zeit in die Hände gekommen, hatte die Notiz über den Vorfall im Gasthause zum Kronprinzen in Berlin nur angedeutet, daß der Selbstmordversuch des Herrn v. J. vermutlich eine Kriminaluntersuchung nach sich ziehen werde, der Name war nicht ausgeschrieben und der Prinz Emil, den andere Gedanken in Laveno lebhafter beschäftigten, hatte die Nachricht nicht beachtet, ebenso wenig wie er ahnte der Graf Erminio Cannero, welcher, wie der Prinz ganz richtig argwöhnte, Erkundigungen über den Verehrer seiner Schwester eingebracht, was die Baronin Lieben veranlaßt, Berlin zu verlassen. (Fortsetzung folgt.)



Vom edlen Salz.

Skizze

H. Sundelin.

(Nachdruck verboten.)

Alles, was den Menschen gemeinsam ist, sagt Plutarch, wird von ihnen als göttlich angesehen, so das Wasser, das Licht, der Frühling; ja, die Erde gilt sogar nicht nur als göttlich, sondern selbst als eine Göttin. Nun steht aber als Bedürfnis keinem andern das Salz nach.

Wenn man auch neuerdings Völkerschaften aufgefunden haben will, welche ohne Salz oder ein Ersatzmittel dafür leben, so ist es uns doch ein unentbehrliches Gewürz geworden. Salz und Brod gilt für das Einfachste und Nützlichste, dessen der Mensch bedarf, für die Urspeise. „Salz und Brod macht Wangen roth, schlägt den Hunger todt“, heißt es im Sprichwort; erst als man Salz gefunden und es zu verwenden gelernt hatte, begann die Kultur des Menschengeschlechts. Nun konnte der Fischer den Ueberfluß des zuweilen ungeheuren Fangs für die Nothzeit aufbewahren und dann den gedörrten Fisch durch das Salz wieder genießbar machen, und ebenso erging es dem Jäger, wenn die Jagdbeute den augenblicklichen Bedarf überstieg. Einmal bekannt geworden, ward nun das Salz unentbehrlich und alsbald Gegenstand des Handels, des Handels. Lag die Stätte, wo es erzeugt wurde, am Meer, so schloffen sich von dort aus die unwegbaren Gebirge des Innern auf und die wilden, kriegerischen Stämme traten aus ihren Schlupfwinkeln hervor; die Stätte im Innern des Landes aber, an der Salz gefunden und gefördert ward, gestaltete sich zu einem Sammelplatz der Bevölkerung, des Waaren- und Marktverkehrs, friedlicher Beschäftigung und höherer Kulturgewohnheiten. Und je weiter die Civilisation gedieh, um so unentbehrlicher wurde der tägliche Genuß des Salzes.

In sehr verschiedenen Formen und an den verschiedensten Orten bietet uns die gütige Mutter Natur das Chlornatrium, wie der Chemiker dieses höchst begehrte Mineral nach den beiden Stoffen nennt, aus deren Verbindung es besteht, dar, vornehmlich als Meeressalz, als Quellsalz und als Steinsalz. Durch Verdampfung des Wassers mittelst der Sonnenwärme wird das erste, namentlich an den atlantischen Küsten Frankreichs, Spaniens und Portugals, sowie an denen des überaus salzreichen Mittelmeeres gewonnen; das zweite, als Soole aus Gesteinsablagerungen hervorbrechend, die das Meer vor Jahrhunderten und Jahrhunderte hindurch mit Salz geschwängert, durch sogenannte, aus langen Gefäßen von Tannenbalken bestehende „Gräbnerwerke“, der Bergbau endlich hat sich der Gewinnung des dritten bemächtigt, das sich unter der Erdoberfläche findet. Wenn wäre zum Beispiel das ungeheure Salzbergwerk von Wieliczka in Galizien nicht bekannt?! Im Lauf der

Zeiten sind hier mitten in das Salz ganze Säle ausgehöhlt worden, deren Wände durchsichtig und spiegelnd wie Glas das Licht der Fackeln, mit denen sie beleuchtet werden, in tausend Farben gebrochen zurückwerfen. Einer dieser Säle ist als Kapelle eingerichtet und Pfeiler, Hochaltar und Leuchter in ihr sind aus reinem Salz gemeißelt; welchen Eindruck muß der Gottesdienst machen, der an dieser Stelle alljährlich einmal, einige hundert Fuß unter der Erde, stattfindet!

Auch eine Anzahl Pflanzen liefert Salz, meist solche, die an den Meeresküsten wachsen, wie die Salzweide, das als Bierpflanze beliebt gewordene Salzstrauch (Salsola kali), ferner der Seetang und der Sauerampfer, aus denen das Soda gewonnen wird. Völlig unverwendbar ist dagegen das Salz, das sich in den sogenannten Salzsteppen findet. Neuholland, das mittlere Asien, Arabien und Südamerika sind reich an solchen Steppen, mit Milliarden von Salzkrystallen bedeckten Flächen, auf denen das Salz gleichsam wächst. Man hat versucht, dasselbe zu entfernen, allein es währte nicht lange, da waren die freigemachten Stellen von Neuem damit bedeckt. Durch die Wissenschaft ist diese merkwürdige Erscheinung dahin erklärt worden, daß die Salzlösungen, welche sich im Boden und in den Felsen bilden, an manchen Orten durch die Haarröhrenkraft der lockeren Erdschichten nach der Oberfläche gehoben werden, wo dann das Wasser verdunstet und das Salz ausfällt.

Nach in neuerer Zeit, ehe die rationelle Physiologie auftrat, galten drei Stoffe den Ärzten als Inbegriff aller Heilkräfte: sal (das Salz), sulphur und mercurius, und es ist erklärlich, daß einem Naturgeschehnisse, welches seit seiner Entdeckung eine so gewichtige Rolle im Leben des Menschen einnahm wie das Salz, im Alterthum die größte Verehrung gezollt ward. Sowohl unseren germanischen Vorfahren, als auch den Völkern des Alterthums galt es für heilig. „Er bestreute den Braten mit göttlichem Salz“, heißt es schon in der Iliade. Auch sagte man im Alterthum: „Erst derjenige Freund ist bewährt, mit dem wir einen Schüssel Salz verzehrt haben.“ das Salz verneigte sich also mit dem Begriff der Freundschaft und des vertrauten Umgangs, der Treue und der Gastlichkeit. Wie noch heutzutage bei slavischen Völkern der Eintretende mit entgegengetragenem Brod und Salz willkommen geheißen wird und auch der Araber sich bei Streitigkeiten darauf beruft, daß der Gegner mit ihm Brod und Salz gegessen habe, das heißt, daß es sich um den Bruch vertrauter Freundschaft handle, ebenso sagt schon Aristoteles: „Ohne Erprobung und bloß auf Grund eines Tages gibt es keinen Freund, vielmehr bedarf es zum Freundschaftsbunde der Zeit oder des sprichwörtlichen Schüssels Salz, denn,“ bemerkt er an anderer Stelle, „nach dem Sprichwort kennt man sich gegenseitig erst dann, wenn man das erforderliche Quantum Salz zusammen verbraucht hat.“ Und ein Anderer, Celsus, sagt geradezu: „Das Salz ist das Bild der Freundschaft; die kommt entweder daher, weil man es Gästen vor anderen Speisen reicht, oder weil Dauer und Beständigkeit in dem Begriff der Freundschaft liegt, das Salz aber anderen Stoffen eben diese Eigenschaft verleiht.“

Bei den Ägyptern fand ein großer Salzverbrauch statt, schon deshalb, weil bei der allgemeinen Sitte des Einbalsamirens der Todten Salz das Hauptmittel gegen die Fäulnis des Leichnams bildete; der Leichnam wurde auf längere Zeit in Salzlauge gelegt und dann erst begann die Ausfüllung mit Spezien.

„Wann ägyptisch ist es,“ bemerkt hierzu Viktor Hehn in seiner werthvollen Studie über das Salz, die sich besonders über die Anfänge des Salzgebrauchs in Deutschland in äußerst interessanter Weise verbreitet, „wenn das Salz dadurch zum Gegenstand frommen Schauders wurde und dem Priester, der den Göttern diente und ihre Rathsel deutete, nicht gestattet war.“ Was die alten Hebräer in Bezug auf das Salz anbelangt, so lesen wir im Alten Testament von dem Salz, der unvernünftigen und dauernd wie das Salz, zwischen Gott und den Menschen, aber auch zwischen den letzteren unter sich geschlossen wird. Ferner heißt es in der Bibel: „Zu allen Opfern sollst du Salz nehmen!“ und Christus sagte zu seinen Jüngern: „Ihr seid das Salz der Erde,“ während Petrus spricht: „Eure Rede sei voll Kraft und gewürzt mit Salz.“ Nechlichkeit damit hat die Bezeichnung „Älliches Salz“ für eine scharfsinnige, fein scherzende Rede, wie die Älter sie übten. Von den Römern rührt die Redensart: „Etwas cum grano salis (mit einem Körnchen Salz) verstehen,“ etwa so viel wie „die Pointe herausfinden,“ her. Auch sagten die Römer nicht wie wir „kein Brod“, sondern „kein Salz verdienen“, wonach sogar der Lohn als salarium bezeichnet wurde, das in dem heutigen „Salär“ fortlebt.

Bei den Juden hieß: „Eines Brod mit Jemandem essen“ so viel wie: „Weß Brod ich esse, deß Lieb ich singe, nach dessen Pfeife ich tanze,“ und ein Sprichwort der Rabbinen lautet: „Nimmst du das Salz fort, so wirft das Fleisch den Hunden hin.“ Der Prophet nennt die Frauen das Salz des Lebens und sagt: „O Weiber, Weiber, ihr seid das Salz der Erde!“ Neugeborene Kinder wurden bei den Israeliten mit Salz abgerieben, um sie gegen die Unbilden des Lebens zu stärken. Als Symbol des Schreckens finden wir das Salz bei dem Propheten Jeremias, als er Judäa verdammt, die verdorrten Stätten der Wildniß zu bewohnen, die Salzsteppen, unbewohnt und unfruchtbar. Auch ließ Abimelech nach Eroberung der Stadt Sichem die Erde an der Stelle, wo sie vor der Zerstörung durch ihn gestanden, mit Salz bestreuen, damit sie wüßte bleibe lange Zeit; und Lot's Weib wurde in eine Salzsäule verwandelt. In der Schweiz findet bei der Geburt eines Kindes eine Salzprobe statt, denn das Kind stirbt nach dem dortigen Volksglauben bald wieder, wenn seine Stirn nicht salzig schmeckt. Neben einem Ausgegessenen pflegt man zum Zeichen, daß der Findling noch ungetauft sei, ein Gefäß mit Salz zu setzen. Ein solches auf der Tafel umzuhängen, gilt wie im Mittelalter noch heut für ein schlimmes Vorzeichen, während veralgene Suppen die Köchin in den Verdacht bringen, stark verlobt zu sein.

Wohle Menschen versalzen zuweilen übrigens auch einem Andern mit Absicht die Suppe. Schlimm muß es mit Jemandem stehen, wenn man von ihm sagt: „Er hat nicht das Salz auf's Brod,“ wie auch scharflich der „ohne Salz und Schmalz“ ist, welcher beim Vogelfange „den Vögeln Salz auf den Schwanz streuen“ will. Nach fast allgemeinem Volksglauben schützt Salz gegen Ver-

hexung, spielt besonders bei Bauberkuren eine bedeutende Rolle und wirkt immer wohlthätig; das an den Quatembertagen kirchlich geweihte Salz schützt Alles, worin nur einige Körner gestreut sind. Wenn bei einer Hochzeitfeier Salz verschüttet wird, so deutet dieß nach ostpreussischem Volksglauben auf Jank unter den Hochzeitsleuten, wie es überhaupt Jank gibt, wenn Salz oder Pfeffer verschüttet werden. So begegnen wir allenthalben dem Salz, diesem uns unentbehrlichsten Gewürz, von welchem Goethe sagt:

„Doch über Alles preiß ich den gekörnten Schnee,
Die erst und letzte Würze jedes Wohlgeschmacks,
Das edle Salz, dem jede Tafel huldt.“

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 563:

Wenn kein Wasser auf der Mühle ist, so tanzt der Hef.

Charade.

Man stimmt dem Worte rühmend bei,
Wenn's treffend ist und gut und neu;
Spricht man's nach Solben abgetrennt,
Reicht bei Juristen Streit entbrennt.

Auflösung des Enlgbenräthfels Seite 563:

Gherub
Uicante
Nosenluft
Liebenswürdigkeit
Mineralogie
Jgel
Lazarus
Wimmel
Ceslau
Gonrad
Kasse
Glenbeim
Reculet

Carl Müllöder — Bettelstudent.

Kleine Korrespondenz.



Frau D. Sch. in Zürich. Einen derartig kurz gefassten Leitfaden gibt es von Vossart. Die Buchhandlungen in Zürich können Ihnen sicher das Gewünschte vorlegen und Sie sich dann aussuchen, was Ihnen paßt. Auch antiquarisch zu haben im Antiquariat von Zwi in Stuttgart.
Hrn. C. B. in D. Das ist ein leicht reagirender, wogerechter Hebelapparat, der durch ein Haar registriert wird. So kurz beschreiben kann man das nicht. Sie müssen sich die Mechanik ansehen.
Hrn. A. L. Hier hilft nichts als Einblasen wirklich guten Insektenpulvers und dann ein gründliches Ausbürsten und Abwischen. Manchmal Schweißdämpfe, immer aber die gründlichste Reinigung.

Hrn. C. W. in D. Daran hat wohl der Rechner Schuld; wir glauben nicht, der Maler. Das Original ist nicht mehr zugänglich. Nach Amerika verkauft.

Hrn. P. W. in P. Pöschpapier getränkt mit Arseniklösung, welcher man Zucker zugeht. Die Zubereitung gefährlich; in jeder Apotheke zu gut vorrätig.

Hrn. B. G. in M. Die betreffende Nummer an Sie abgehandelt. Die Verse ganz hübsch. Das Donnerwetter zum Schluss, weil die Beziehung zu „Vergil“ nicht allgemein bekannt, verhindert die Aufnahme; ist auch als Pointe nicht stark genug.

Wissensdurstige in Bern. Der ehemalige Schweizerkanton war eine bessere Münze; sein Wert betrug 1 1/2 Franken Silbercourant. Mehrere Kantone prägen ihn.

Abonnent in Köln. Die von Herrn von Hüllen seinem Theaterpersonale als Nudelmittel bei Schnupfen empfohlene Mischung ist Brand's „Cornjorum“, bestehend aus: Karbolsäure 5, Ammoniak 6, destilliertes Wasser 10, höchst rektifizierter Weingeist 15 Gramm.

Hrn. R. F. in Schleswig-Holstein. Drogenhandlung Gehe & Compagnie in Dresden.

Wichtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von: Fräulein Bernardine Klemm, München; Albertine Hensel, Kiel; Frida Schaus, Mannheim; Bertha Paulsen, Völs; A. Gentin, Hannover; Hannchen Saulmann, Verberg; Elise Koller, Ulm; Kathilde Bernburger, Friedrichshafen; Frau L. Mandel, Wien; Eva Heirich, Magdeburg; Titania Krensch, Mostau; Hr. T. Günther, Halle; R. Heller, Innsbruck; F. Zweele, Dahlenburg; G. Freiler, Genu; J. Lobernheim, Berlin; G. Minnie, Stettin; J. Karger, Frankfurt a. M.; G. Rolte, Straßburg; H. Lembrich, Prag; J. Kafen, Berlin; J. Mertins, Weimar; G. Wintler, Ravensburg; G. Trautmann, Kassel; A. Bader, Rem-Port; J. Klausner, Chicago; W. Semprin, London; G. Fröhmann, Bielefeld.

Fräulein Emilie Grayer in Bamberg. Die nachgelassene Oper „Dittme Graper“, ist kürzlich in Pest aufgeführt worden; einseitig, der Kritik nach geräuschlos, melodisch.

Hrn. Otto Brien in Halle. Die Redensart „Ungläubiger Thomas“ hat sich aus dem Evangelium Johannis 20, 24-29 entwickelt.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

G. E. Wegen zu starken Fußschweiß wirkt folgendes Pulver sehr gut: 3 Theile Salicylsäure, 10 Theile Stärkemehl und 87 Theile Talkum. Die Füße und Strümpfe werden damit tüchtig eingepudert; letztere fleißig, wöchentlich täglich mehrmals, gewechselt und außerdem wöchentlich mehrere laue Fußbäder genommen.

Vergewissender Moskauer. 1) Die Krankheit ist heilbar. 2) Jeder tüchtige Arzt ist dazu im Stande. 3) Persönliche Vorstellung ist entschieden besser als briefliche Behandlung. Letztere kann sich nur ein Arzt, welcher den Kranken schon gesehen hat und seine Krankheit genau kennt, erlauben.

Dr. Sch.

Anfragen.

45) Wo erhält man Gypsformen, um Stearfiguren zu gießen? R. G. in B.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Samba, eine Geschichte aus Rumänien von Marco Brociner. Fortsetzung. — Auf euer Wohl! — Schönheitspflege ohne Geheimmittel, von Dr. med. H. Zahmann. — Bernhard von Sachsen-Weimar bei seinem sterbenden Freunde Herzog Heinrich von Koblenz. — Denker. — Auf Capri, Novelle von Konrad Zellmann. — Schiff in Noth. — Größte Berührung. — Prinz Friedrich Karl von Preußen. — Die Insel Jamaila, von F. v. D. — Die schöne Witwe, Roman von G. v. Debenroth. Fortsetzung. — Aus Natur und Leben: Vom edlen Salz, Skizze von H. Sundelin. — Wilderthier. — Gharobe. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Bernhard von Sachsen-Weimar bei seinem sterbenden Freunde Herzog Heinrich von Koblenz nach der Skizze von H. v. D. (13. April 1888). Gemälde von Maria Javarka. — Schiff in Noth, Zeichnung von J. H. Welle. — Auf euer Wohl! Gemälde von Francisco Makiera. — Prinz Friedrich Karl von Preußen. — Größte Berührung. — Reiserinnerungen von Jamaila.

Humoristische Gelegenheitsgeschenke.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist soeben in **neuer Auflage** erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Hans Hucklebein,

der Unglücksrabe.

Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend.

Von
Wilhelm Busch.

Fünfte Auflage.

Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis 3 Mark.

Die kühne Müllerstodter.

Der Schreihals. — Die Priese.

Von

Wilhelm Busch.

Dritte Auflage.

Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis 2 Mark.

Der lebensfrische und ursprüngliche Humor des auf diesem Gebiete einzig dastehenden Künstlers hat in den vorliegenden Blättern auf's Allerhöchste sich bewährt. Sein Griffel legt in die einfachsten Linien eine Fülle unwiderstehlicher Laune, die um so drastischer wirkt, je unbefangener Bild und Vers die ungeheure Komik des Gegenstandes zur Darstellung bringen und je unmittelbarer diese Darstellung dem Frohgefühl des Lesers entgegenkommt.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die **dritte Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subscription** auf
Schiller's Werke.
Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. J. G. Fischer.

Nach Schiller's Portrait und Lebensabriß.

Illustrierte Pracht-Ausgabe.

In 65 elegant broschirten Lieferungen von je 3-4 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung. Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Schwarz und Weiß seidener Atlas Nr. 1. 25 Pf.
per Meter 16. 16. 20 Pf. (in je 18 verschiedene Qual.) versendet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken tollfrei in's Haus des Seiden-Fabrik-Depots von G. Henneberg (Röding, nach Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

Grössten Schutz gegen Kälte u. Hitze bieten:
Prof. Dr. med. G. Jaeger's
— Original —
Normalunterkleider
alleinig concessionirt
W. Benger Söhne Stuttgart
anerkannt u. verordnet von ärztlichen
Autoritäten als hygienische Erzeugnisse
Diese echte Normal-Wäsche trägt heilige Schutzmarke.
Concess. Depôts in allen grös. Städten. Illustr. Kataloge gratis.

Nur einmal bietet !! Neu !! Picant !! Einzig !!
sich die Gelegen-
heit, dass Jeder,
der seine Adresse
an die „Deutsche
Verlags-Zeitung“ in
München sendet, die
grösste und beste
illustr. humoristische
Wochenschrift: Der
Teufel

Die allein echte ENGLISCHE Kaltwasserseife ist Sinclair's.
SINCLAIR'S
Die beste und wirk-
samste Seife für
Wäsche im Hause.
Erspart Geld, Mühe,
Zeit, Feuerung und
Verdross.
Ist jetzt in fast allen Colonialwaaren- und Drogen-Handlungen
zu haben.
Fabrikant: JAMES SINCLAIR, Southwark, LONDON.
VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.

150 Briefmarken für 1 Mk.
Alle garantirt echt,
alle verschiedene, z. B. Canada, Cap. Indien,
Cuba, Java, Bismarck, Australien, Sardinien,
Rumänien, Spanien, Viet. etc. R. Wiering in
Hamburg. 1324

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78. Friedrichstrasse 78.

PATENT-
Besorgung und Verwertung.
J. Brandt, Civil-Ingenieur,
Berlin SW., Anhalterstrasse 6.

Schönheits- und Gesundheits-Seife.
Beste Desinfektions-Toiletten-Seife. Aseptic,
sowie v. d. ersten wissenschaftl. Instituten des
In- u. Auslandes empfohl. Einzig sicheres Mittel
zur Befreiung d. Haut v. Mitosen, Finnen, Som-
mersprossen, Flechten, Pickeln etc. Die zarteste
Haut kann tägl. damit gewaschen werd. Geg.
Einsend. v. 1 Mark (60 Kr.) in Briefmark. o. Bar
franco zu beziehen von Ferd. Springer in Detmold.

Auflage 331,000; das verbreitetste
aller deutschen Blätter überhaupt;
außerdem erscheinen Heften in
in zwölf fremden Sprachen.

Die Wodenwelt.
Illustrirte Zeitung
für Toilette und
Handarbeiten. Alle
14 Tage eine Num-
mer. Preis viertel-
jährlich M. 1.25 —
75 Kr. Jährlich
erscheinen:
24 Nummern mit Toi-
letten- und Hand-
arbeiten, enthalten
gegen 8000 Abbil-
dungen mit Beschrei-
bung, welche das
ganze Gebiet der
Garderobe und Kleid-
stücke für Damen, Ab-
sacken und Anker, wie für das jährl. Kinder-
alter umfassen, ebenso die Kleidstoffe für
Herren und die Bett- und Tischwäsche etc.,
wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Um-
fange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für
alle Gegenstände der Garderobe und etwa
400 Muster-Vorgaben für Weiß- und
Stoffarbeiten, Kammern-Griffen etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei
allen Buchhandlungen und Postanstalten. —
Probe-Kammern gratis und franco durch die
Expedition, Berlin W., Goldammer Str. 38;
Wien I., Operngasse 3. 1359

HARZ-DELFARBE.
Streichfertig in allen Farbentönen
billigster u. dauerhaftester Gelb-
anstrich für Holz, Kalk u. Cement, Putz, Eisen etc.
Von jedem Arbeiter zu streichen
Farbentafeln gratis u. franco
BERLIN STOLP
Coloniestr. 10. in Formern.
O. FRITZE & CO.
OFFENBACH-ALTMANNSDORF
am Main bei Wien.

Schmuck
aus echten böhm.
Granaten
Preisliste mit 250 Abbildungen in
natürlicher Grösse gratis u. franco.
August Goldschmidt & Sohn
Zeltnergasse Nr. 15.
in Prag.

Fischwitterung
Ist die Fische aus der Ferne herbei und reist
selbst zum unwiderstehlichen Anlocken. Weiss &
Fischon 3 Mk. — Prachtvollste diverse Ger-
ten, rosen nie, sind unverwundlich. Für groß-
artigen Erfolg garantirt. Gang pro Nacht
10-20 Stück.
Gedrigster Lager ist englischer Kugelfischer.
Preisliste mit 250 Abbildungen gratis u. franco.
H. Fischberger, Kallensnordheim. 1309

Capital-Vericherungen für den Todesfall,
sowie für eine bestimmte Lebensdauer. Kinder- u. Aus-
steuer-Vericherungen. Leibrenten- u. Alters-Vericherungen übernimmt
unter coulantesten Bedingungen die
Deutsche Lebens-Vericherungs-Gesellschaft a. G.
Errichtet 1869. Potsdam. 7 Millionen M.
Aktiv-Vermögen:
Vericherungsbestand: 58 Millionen M. Angekaufter Reserven: 6 Millionen M.
Kostenfreie Auskunft ertheilen sämtliche Vertreter der Gesellschaft an allen
größeren Plätzen, sowie
Die Direktion in Potsdam.

Dresdner Patent-Kinderwagen-Fabrik
G. E. Höfen, Dresden-N.
Liefer direct an Private Kinderwagen und Kinder-
fahrstühle neuester Systeme mit und ohne Gummi-
bekleidung zu Preisen von 12-150 Mark. 1359
= Neheiten: „Kinderwagen aus Papiermasse“
und „Kinderwagen aus Zusammenklappen“.
Eiserne Kindernebststellen,
Abger. Lagerstätte für Kinder bis zu 12 Jahren zu
Preisen von 10-45 Mark. Frachtfreie Lieferung.
Kell. Wskr. Preisliste auf Verlangen grat. u. franco.

Villa Belle-Vue. Baden-Baden.
Das Adäquatsitut, Internat und Externat unter Leitung
der Gräfin A. Eichenhausen
geht am 15. Juli dieses Jahres in die Hände der bisherigen Stiefverwalterin
Fräulein M. von Bülow-Gamin
über. Unterricht durch Professoren, Engl. und franz. Sprachlehrerinnen im Hause. Musik- und
Wal-Unterricht durch hervorragende Kräfte. Die Pflege der Gesundheit wird besonders berück-
sichtigt. Bäder im Hause. Schwimmbad, Turn- und Tanzunterricht. Schwed. Heilgymnastik im
Groß. Reiterställe. Prop. mit zahlreichen Referenzen durch die Vorherg. die Hofbuchhandlgn.
d. H. H. Marx u. W. W. in Baden-Baden und d. Central-Anst. Exped. u. G. E. Dand & Co. in Stuttgart.

Hauptstollenquelle in Baden-Baden.
Kochsalztherme mit größtem Gehalt an Natrium nach Geh. Rath Dr. Hansen's neuester
Analyse, besonders wirksam gegen Gicht, rheumatische Diathese und daraus entstehende
Krankheiten.
Verkauft durch die Größ. Triaphallenverwaltung in Baden-Baden.
Niederlagen werden in allen größeren Städten errichtet. 1281

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von Nervenleiden, Frauen- und Haut-
krankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenerkrankung, selbst in den hartnäckigsten
Fällen mit sicherem und schnelltem Erfolge. 1334

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich
sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. Roden's
Bart-Erzeuger.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb
4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jah-
ren. Absolut unwiderrücklich für die Haut. Dittreiter
Verfälscht. Flacon A 2. 50. Doppelflacon A 4.
Allein echt zu beziehen von Giovanni
Gorghi in Gsta a. Rh., Eau de Cologne-
und Parfümeriefabrik. 1336

Reinwein.
Gegen Einleitung von M. 25 verleihe in-
klusive Flasch ab hier 50 Liter selbstgeschüttelten,
guten und abgelagerten Weinwein, für
besten absolute Reinheit ist garantirt.
Friedrich Lederhos,
Ober-Jungheim a. Rh. 1309

30 Bld. i. Cottlachen D. M. urtheile Buch
75 Pf. M. n. Graunzstimmer 30 Pf.
Pikante Räucher und Wohl. Katalog gratis.
Artist. Institut 5 Aschaffenburg.
Echt Rosenp. Metallpulver, Röhre A 3/4
frei. 3 Probe-Pakete frei. 1. 50 g. in Briefm.
A. Ascher, Hamburg, Alt. Steinweg 12.